

Dies ist eine Leseprobe. Die Probe umfasst den gesamten ersten Teil meines Debütromans *Königsschwert* und beinhaltet somit die Kapitel 1 – 28.

Wem die Geschichte zusagt und wer daran interessiert ist, der findet die gesamte Ausgabe von *Königsschwert* als e-book für den Kindle bei Amazon. Die Taschenbuchausgabe kann unter [www.epubli.de](http://www.epubli.de) oder auf anderen entsprechenden Seiten bestellt werden (bei Kauf über den Epubli Shop fällt mein Autorenhonorar etwas höher aus ;)).

Es kann zudem unter der ISBN: 978-3746776255 in jeder Buchhandlung bestellt werden.

Ich würde mich sehr über ein Feedback zum Buch oder über eine Rezension freuen, wenn euch das Buch gefallen sollte.

*Die Welt ist im Wandel. Einst lebten alle Völker friedlich nebeneinander. Jeder hatte das Recht, seine Religion frei zu wählen. Niemand machte einen Unterschied zwischen einem Elben, einem Zwerg oder einem Gnom. Jeder mochte eigene Ansichten haben. Doch wenn es darauf ankam, standen alle zusammen, egal ob Magier, Elf, Zwerg oder Soldat. Nun stehen wir einer Bedrohung gegenüber, die ein anderes Ausmaß hat. Die neue Religion ist eine des Hasses und der Intoleranz. Und der Hass, den ihre Anhänger säen, trägt erste Früchte. Plötzlich werden Leute offen der Magie bezichtigt und als Hexe oder Hexer gebrandmarkt. Doch war es nicht die Magie, die einst das große Camelot vor Feinden schützte? Wer glaubt, eine Hand voll Ritter, und seien sie noch so stark und mutig, hätte ohne magische Einflüsse ein ganzes Königreich sogar ganz Britannien vor feindlichen Übergriffen schützen können, der ist in meinen Augen dumm. Und doch werden die Stimmen gegen uns lauter.*

*Wir benötigen eine Heimat. Alle benötigen eine. Nicht nur wir in Britannien, sondern alle, die in dieser Welt beheimatet sind. Auch, wenn sie derzeit in Frieden leben. Doch eines Tages, nicht unbedingt in diesem oder im nächsten Jahr, doch irgendwann werden sie die Verfolgungen erleiden, denen wir jetzt ausgesetzt sind. Und dann brauchen auch unsere Freunde eine Heimat. Eine, die sie aufnimmt. Wir, der Rat der Zwölf, haben daher beschlossen, die Welt zu spalten und so einen Ort des Friedens zu schaffen, an den wir uns flüchten können. Wir werden eine Handvoll Portale schaffen, durch die man zwischen den Welten reisen kann. Die Zugänge werden wir versiegeln. Einmal im Jahr werden die Portale sich für alle öffnen, die ihre Lage kennen.*

*Samhain ist dafür die am besten geeignete Nacht. Der Schleier ist dünn an Samhain. Darin sind wir uns alle einig. Eleana wird den Zauber wirken. Darin sind wir uns nicht einig, doch Thalás hat seinen Protest aufgegeben, nachdem die anderen ihn überstimmt haben. Eleana ist bereit dafür. Wir werden Boten an die Magiergilden der Welt senden. Sie müssen uns helfen, die Portale zu schaffen und die Welt zu trennen. Ich bin sicher, sie werden es tun. Es ist auch in ihrem Interesse. Noch leben sie in Sicherheit, doch das Christentum überrennt die Welt mit Feuer und Schwert. Mit Hass und Intoleranz. Mit Gewalt und Tod. Und wir wollen und werden ihnen nicht unsere Magie entgegenwerfen. Wir wollen keinen Krieg. Wir wollen Frieden. Und dafür brauchen wir ... eine Heimat.*

Aus den Aufzeichnungen von Marleyn

## Prolog

Rodan rannte. Tränen liefen über das rußgeschwärzte Gesicht, rannen ihm heiß über die Wangen und hinterließen feine, helle Bahnen auf seiner Haut. Der Geruch von Rauch und verbranntem Fleisch lag in der Luft, Rauch, der sich einem schwarzen Schleier gleich hinter ihm erhob. Höhnisch umschmeichelte der Duft seine Sinne, drang ihm süß und durchdringend in die Nase, wurde so intensiv, dass er Rodan makaberer weise an die Nacht von Beltane erinnerte. Jene Nacht, in der die Menschen ihre Feuer entfachten und Massen von Fleisch auf offener Flamme brieten. Die Nacht, in der Hemmungen fielen, wildfremde Menschen sich vereinten, feierten und sich der berausenden Wirkung von Met, Bier und selbstgebranntem Schnaps hingaben.

Doch was er roch, hatte nichts mit dem beliebtesten Fest des Landes zu tun. Niemand briet Fleisch über dem Feuer, darauf wartend, dass weitere Personen herbeiströmten, um gemeinsam den Sommer zu begrüßen. Es waren Häuser, die brannten, Menschen, die einen qualvollen Tod starben, ob sie verbrannten, erstickten oder erschlagen wurden. Rodans Augen brannten. Er hörte Schmerzensschreie, unmenschliche Klagelaute, die verzerrt von der Stadt zu ihm drangen. Mehr als seine Augen brannten Rodans Lungen vom Laufen, sein Atem rasselte, kleine Dampfwölkchen stoben aus seinem offenen Mund. Doch er konnte sich keine Pause erlauben. Er hörte Hufschläge, die die Pferde der Verfolger auf dem feuchten Waldboden verursachten. Sie klangen gedämpft, wodurch sie nicht weniger bedrohlich wirkten und Rodan meinte bereits, den Atem der Reiter zu spüren, ihren Gestank wahrzunehmen, jenen Geruch von Tod, der ihnen vorauseilte.

Alles in ihm wollte sich umdrehen, sehen, wie groß sein Vorsprung war. Doch Rodan zwang sich, den Blick nach vorne zu richten und weiter zu rennen. Ein Schrei erschütterte Rodans Mark und seine Eingeweide zogen sich zusammen. Es klang so nah, als sei die Person, die ihn ausstieß, unmittelbar hinter ihm. Schmerzhaft stach es ihm in den Seiten und Rodan beschleunigte seinen Schritt weiter. Er wich geschickt einem herabhängenden Ast aus und setzte über einen Baumstamm weg, der ihm den Weg versperrte. Er strauchelte und wäre fast gestürzt. Rodan war klar, dass es das Ende wäre. Er hätte nicht die Kraft, noch einmal aufzustehen. Er würde sich aufgeben, darauf warten, dass die Verfolger ihn einholten und seinem Leben ein jähes Ende bereiteten.

*Nein. Das darfst du nicht denken. Du musst Vaters Schwert in Sicherheit bringen.*

Er hielt die lederne Scheide fest umklammert, rannte weiter, schlug Haken und wich dornigem Gestrüpp aus, das ihm ins Gesicht peitschte und sein Vorankommen erschwerte. Er hoffte, dass es auch seine Verfolger am Weiterkommen hinderte. Die Bäume standen dicht beisammen, ihre Blätter bildeten ein Dach aus fast undurchdringlicher Schwärze über Rodans Kopf. Doch je weiter er vorankam, umso mehr lichtete sich der Wald und die Bäume wichen langsam dornigen Büschen und Gestrüpp.

Für Rodan war das ein erfreuliches Zeichen, bedeutete es, dass er den Wald bald durchquert hatte und seinem Ziel näher kam. Die winzigen Stacheln zerrten an ihm wie Krallen einer gigantischen Bestie, die ihre Klauen nach ihm

ausstreckte. Sie rissen die Haut an den Händen und in seinem Gesicht auf, während er sich weiter durch das Gestrüpp kämpfte.

Ein Umweg um den Wald herum hätte Zeit gekostet. Zudem wären die Reiter auf offenem Gelände deutlich schneller. Sie hätten ihn sicher eingeholt, bevor er in die Nähe des Sees gekommen wäre, trotz des Vorsprungs, den er sich bei seiner Flucht mit Trystan verschafft hatte. Also nahm er mit den Ästen und Sträuchern vorlieb, mied die Hauptwege durch den Wald und hoffte, dass die Reiter nicht näher kamen. Er merkte die Schnitte ohnehin kaum. Adrenalin durchflutete jede Faser, jede Zelle seines Körpers wie eine Woge aus reiner Energie, die ihn weiter am Laufen und damit am Leben hielt. Und das war es, was in diesem Moment zählte. Ein Ruck ging durch seine Schulter und riss ihn herum. Rodan fiel vornüber auf den feuchten Boden. Äste knackten, als er versuchte, den Sturz abzufedern, und er landete unsanft mit dem Gesicht auf dem Waldboden.

*Das war's*, dachte er, wobei er Erde und Laub ausspuckte und der Duft von Moos stieg ihm in die Nase. *Das ist das Ende.*

Rodans Atem ging in ein heiseres Keuchen über. Er war ausgelaugt. Er drehte sich auf den Rücken und schloss die Augen. Lieber wollte er mit dem Schwert in der Brust sterben, als wie ein Feigling hinterrücks getötet zu werden. Die Sekunden kamen ihm wie eine Ewigkeit vor. Ein Rabe schrie über ihm auf, flog mit lautem Flügelschlag davon. Rodan erwartete ein Schwert in seiner Brust, den letzten Stoß, doch da war weder ein Schmerz noch ein Stich. Das schmerzhafte Brennen blieb aus. Als warteten sie darauf, dass er die Augen öffnete und den Mördern seiner Eltern ins Gesicht sah, während diese sich ein perverses Vergnügen daraus bereiteten, auch den Letzten seiner Linie zu vernichten. Doch er sah kein Schwert. Kein schwarz gewandeter Reiter starrte ihn aus kalten, toten Augenhöhlen an. Rodan horchte auf. Keine Hufschläge, keine Stimmen, nichts.

Laub raschelte, Äste knackten, der Wald gab sein unheimliches Konzert, während der Wind durch die Bäume fuhr und ihre Blätter sanft erzittern ließ. Die Schreie waren nur noch gedämpft zu vernehmen. Es kam Rodan vor, als seien sie meilenweit entfernt, in einem anderen Reich, einer fremden Welt. Wie in einem Traum, aus dem man erwachte und dessen letzte Geräusche einem als dumpfer Nachhall in den Ohren nachklang. Doch dies war kein Traum. Hatten die Reiter von ihm abgelassen? Nein. Sie waren noch immer hinter ihm her. Das war ihm klar. Mühsam erhob er sich und sah sich nach dem Schwert um. Es hatte sich im Gestrüpp verhakt.

Hastig zerrte er daran, doch der Gurt der Scheide hatte sich im dichten Geäst verfangen. Ihm sank der Mut, als er ein bedrohlich wirkendes Flüstern vernahm. Rodan horchte auf. Er hörte gedämpfte Schritte. Sie waren nicht weit. Sollte er sich im Unterholz verstecken und darauf hoffen, dass er unentdeckt blieb? Oder war es besser, sich weiter zum See vorzuarbeiten und dadurch seine Deckung unweigerlich aufzugeben?

Für einen kurzen Moment, den Anflug einer Sekunde, kam ihm der Gedanke, das Schwert hier zu lassen und dadurch womöglich seine eigene Haut zu retten. Rodan verwarf die Idee, bevor sie sich in seinem Verstand einnisten konnte wie eine Zecke, die sich festbiss. Nein, er musste das Schwert mitnehmen, sonst war alles verloren. Er riss erneut an der Scheide, konnte sie

jedoch nicht befreien und da überkam es ihn. In dem Augenblick, als sein Blick auf den Schwertknauf fiel, dessen Anblick ihn schmerzhaft an seinen Vater erinnerte. Und obwohl alles in ihm schrie, ihn drängte, flehte, weiter zu rennen, wurde er von den Gedanken an seine Eltern übermannt. Er hatte sie zurückgelassen, nachdem sie ihm das Versprechen abgenommen hatten, das Schwert und seinen Bruder in Sicherheit zu bringen. Er hatte sie ihrem Schicksal überlassen, sie im Stich gelassen.

Rodan hatte schwören müssen, mit seinem Bruder zu fliehen und das Schwert mit dem Leben zu verteidigen. Erneut trieb es ihm Tränen in die Augen, die ihm heiß auf der geschundenen Haut brannten. Sein Vater erschien vor seinem Auge. Cadan, König von Ardanien, der einen letzten Rest Würde in seine Körperhaltung legte und trotzig die edelsteinbesetzte Krone auf seinem Haupt trug. Cadan, der ihm das Schwert in die Hand drückte und ihn anwies, das Schloss durch den Geheimgang in der Bibliothek zu verlassen und nicht zurückzublicken. Deutlich hörte er die Worte, die ihm in den Ohren klangen wie ein Mal, das sich tief eingebrannt hatte. Es war das Letzte, was er von seinen Eltern gehört hatte.

»Lauft zum See und folgt dem Licht, Rodan. Der Stein wird dir den Weg weisen. Gib auf deinen Bruder acht.«

Daraufhin waren sie losgestürmt.

*Gib auf deinen Bruder acht.*

Die Worte hallten in Rodans Kopf nach und versetzten ihm einen weiteren Stich ins Herz, als er daran dachte, wie sein jüngerer Bruder Trystan gestürzt war, bevor sie den Wald erreicht hatten. Als Rodan sich nach ihm umgedreht hatte, hatte er zum ersten Mal die Reiter erblickt. Sechs waren es gewesen, die sie vom Stadttor verfolgten und Rodan war bei ihrem Anblick wie gelähmt gewesen. Er hatte sich gezwungen, den Blick abzuwenden und sich auf seinen Bruder zu konzentrieren, der vor Schmerz aufgeschrien hatte.

»Geh!«, hatte Trystan gerufen. Ein zwölfjähriger Junge, ein Kind, und doch, Trystan hatte begriffen, dass die Reise hier für ihn endete. Rodan hatte ihn ebenfalls zurücklassen müssen. Würde auch dieses Opfer am Ende umsonst sein? Ein Grollen holte ihn in die Gegenwart zurück, dröhnend, durchdringend. Rodan sah in ein Paar rot leuchtender Augen, das ihn von der anderen Seite des Gestrüpps anstarrte. Der schwarze Umhang flatterte im Wind, und der Geruch, der von dem Reiter ausging, rief in ihm solche Übelkeit hervor, dass er glaubte, ihm drehe sich buchstäblich der Magen um. Ein Schauer nach dem anderen fegte ihm über den Rücken, seine Nackenhaare richteten sich auf und Schweiß auf seine Stirn.

Rodan zwang sich, die Übelkeit zu ignorieren und er riss sich vom Anblick des Reiters los. Er zerrte an der Scheide, doch der Gurt gab keinen Zentimeter nach. Die Gestalt stimmte eine Beschwörungsformel an.

Ein weißer Schimmer zog seine Aufmerksamkeit auf sich, der direkt von dem Schwert in der Scheide auszugehen schien. Er hatte die Waffe so oft in der Hand seines Vaters gesehen, doch dieses Leuchten war ihm noch nie aufgefallen. Es war, als erwache die Klinge zum Leben, als versuche sie, Rodans Aufmerksamkeit vom Anblick des Reiters weg und auf sich zu ziehen.

Das war natürlich Unsinn. Ein Schwert mit einem eigenen Willen? Das hatte es seit König Artus nicht gegeben. Rodan erinnerte sich an die Worte eines seiner Lehrer, dass solche Waffen schon lange nicht mehr existierten und alles in ihm wehrte sich gegen den Gedanken, der ihn beim Anblick des weißen Lichtschimmers überkam. Die Beschwörung der Kreatur schwoll an wie Donnerrollen. In der hohlen Hand des Reiters erschien ein Licht, das sich zu einem runden Ball ausdehnte. Rodans Hand tastete sich vom Gurt zum Schwertknauf vor. Als er den Griff umfasste, durchfuhr ihn augenblicklich eine Woge von Licht und Energie. Instinktiv riss er das Schwert aus der Scheide und wurde fast im selben Moment durch die Luft geschleudert, als der Blitz auf die leuchtende Klinge traf.

Ein Schrei entfuhr der Kreatur, das aschfahle Gesicht des Reiters schien sich unter dessen Umhang zu einer zorngefüllten Grimasse zu verziehen. Rodan spürte den Schmerz kaum, der ihm in die Hüfte fuhr, als er unsanft auf dem Boden aufschlug. Er sah, wie der Dornbusch Feuer fing, sah schemenhaft das verzerrte Gesicht des Reiters unter dessen Kapuze. Welche Macht war hier am Werk? Warum war er nicht tot? Doch es war offensichtlich, dass er den Angriff überlebt hatte. Er sah auf das Schwert, das er noch immer abwehrend vor seinem Gesicht hielt.

Der weiße Stein, der oberhalb des Griffes in die runenverzierte Schneide eingelassen war, leuchtete grell und ließ die gesamte Schwertklinge wie Schnee erstrahlen. Alles hatte nur Sekunden gedauert, doch Rodan war es vorgekommen, als wären Minuten verstrichen. Er rappelte sich auf und preschte los, wobei er das Schwert fest umklammerte. Rodan hatte das Ende des Waldes deutlich vor Augen. Sträucher zerrissen die Kleider, die er in aller Eile zusammengeklaut hatte. Er sah Tiere, die das von der Stadt aufragende Feuer witterten und ebenfalls aus dem Wald flohen. Vielleicht war es auch die unheimliche Aura der Reiter, die ihnen Angst bereitete.

Rodan war es egal. Er wandte den Kopf um. Er musste einfach sehen, wo seine Verfolger waren, nur kurz. Die Pferde der sechs Reiter hatten zu ihren Herren aufgeschlossen. Er wandte sich wieder nach vorne. Ein dumpfer Schlag traf ihn und ehe er sich versah, lag er ausgestreckt auf dem Rücken, betrachtete benommen den tief hängenden Ast, der ihn erwischte hatte. Ausgerechnet jetzt, wo er den Wald fast hinter sich gelassen hatte. Zeit zum Nachdenken blieb nicht, Rodan sprang auf, zwang sich, die Schmerzen an Kopf und Hüfte zu ignorieren und langte nach dem Schwert, das vor ihm auf dem Boden lag. Die Klinge leuchtete nicht mehr, als Rodan sie packte und sie schnitt ihm in die Handfläche. Ein dünnes Blutrinnsal lief die Schneide hinab, verteilte sich in den filigranen Gravuren und Ziselierungen. Von der Spitze tropfte es bald in alle Richtungen. Rodan setzte seinen Weg eilig fort. Blut lief ihm von der Stirn und fiel von seinem rechten Augenlid herab.

Deutlich hörte er wieder den Hufschlag der Pferde, doch es kam ihm vor, als kämen die Geräusche nicht mehr wesentlich näher. Hoffnung wallte in ihm auf, als er den Wald endlich hinter sich ließ und in weniger als zweihundert Schritt Entfernung den See glänzen sah. Er konnte es schaffen. Er konnte den Reitern entkommen. Blut rann seine Nase herab über seine Oberlippe und Rodan schmeckte das salzige Aroma auf der Zunge.

Wie würde es weitergehen, wenn er den See erst erreichte? Er hatte keine Ahnung, doch er vertraute auf die Worte seines Vaters. Die schmale Brücke

rückte näher, Rodan konnte die Silhouetten der Felsen ausmachen, die rechts davon aus dem See ragten. Von den Felsen stürzte das Wasser rauschend und schäumend herab und staute sich im See, der, obwohl das Wasser nirgendwo ab- oder weiterfloss, noch nie über die Ufer getreten war. Einen dieser Felsen hat sein Vater wahrscheinlich gemeint, als er den Stein erwähnte.

Er war sich seiner Sache jetzt wieder sicherer. Dort würde Rodan einen Hinweis finden, der ihm weiterhalf. Erneut sah er sich nach seinen Verfolgern um. Sie waren tatsächlich zurückgefallen. Er konnte nur noch entfernt ihre Schemen ausmachen, als würden sie langsamer. Rodan konnte sein Glück kaum fassen.

*Sie geben auf*, triumphierte er innerlich und obwohl sich seine Hüfte und sein Kopf jetzt stärker meldeten, seine Seiten stachen und die Lungen wie Feuer brannten, zwang er sich, sein Tempo beizubehalten. Eine Schar Vögel flog kreischend auf und stob über ihm auseinander, als Rodan auf die schmale Brücke zulief. Ohne jede Vorsicht betrat er den Steg, dessen Pfeiler aus dem See ragten und von einem langen Leben unter Wasser gezeichnet waren.

Die Bohlen ächzten unheilvoll, als er darüber eilte, doch Rodan war überzeugt, dass ihm dieser Weg zusätzliche Zeit bescheren würde. Rechts von sich hörte er das imposante Rauschen des aufprallenden Wassers. Die Hälfte der Brücke hatte er passiert und Rodan suchte bereits nach einem Stein, der ihm irgendeinen Hinweis auf sein weiteres Vorgehen geben konnte, doch er erkannte auf die Entfernung nichts.

Er bemerkte den Reiter erst, als dieser nur etwa dreißig Schritte vor ihm auf der Brücke stand. Rodan bremste abrupt ab, wobei er auf einem feuchten Bodenbrett wegrutschte und sich nur mühsam am Seil festzuhalten vermochte. Das Herz rutschte ihm beim Anblick der Gestalt in die Hose. Das Pferd war gewaltig, pechschwarz und die Augen schimmerten rot.

Das Gesicht des Reiters war unter seiner Kapuze verborgen, doch auch in dessen Augen glaubte Rodan, einen rötlich leuchtenden Schimmer auszumachen. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, sein Mund wurde trocken und pelzig und seine Eingeweide zogen sich zusammen. Das Rauschen des Wassers dröhnte in seinem Kopf wie ein überdimensionaler Dampfkessel. In der linken Hand hielt der Reiter die Zügel seines Pferdes, in der Rechten ein Schwert, dessen Klinge in Flammen stand.

Der Anblick der Gestalt ließ Rodan die blanke Furcht in die Knochen fahren. Er wich zurück, als das Pferd langsam einen Schritt auf ihn zumachte. Wo war der Reiter hergekommen? Wie hatte er dermaßen schnell um den See gelangen können? Wie hatte er ihm so mühelos den Weg abgeschnitten?

Rodan wandte sich um, sah, wie auch von der anderen Seite der erste Reiter die Brücke betrat.

*Deshalb haben sie sich zurückfallen lassen. Weil sie wussten, dass sie dich hier ohne Eile in die Enge treiben können. Du bist so ein...*

»Narr!!«

Die Stimme war wie Donnergrollen und ihm war, als erzittere selbst der Boden ehrfurchtsvoll bei ihrem Klang.

»Hast du geglaubt, du würdest davonkommen? Du würdest den sieben Reitern von Ankh'Du entkommen? Hast du uns für so dumm gehalten?«

Ein düsteres Lachen ertönte, das direkt aus den tiefsten Abgründen zu kommen schien. Erneut traten Rodan Tränen in die Augen, liefen ihm über die beschmutzten Wangen, als er seinen Fehler bemerkte.

*Sieben...*

Er war wirklich ein Narr gewesen. Sieben Reiter. Wie oft hatte man ihnen als Kinder die Schauergeschichten von Thalass und den sieben Reitern von Ankh'Du erzählt? Sechs hatten Rodan von der Stadt verfolgt. Warum hatte er es nicht erkannt?

Andererseits; bis heute waren das nichts als Geschichten gewesen. Schaurige Mären, die man den Kindern erzählte, um ihnen Gehorsam beizubringen. Und nun standen sie Rodan leibhaftig gegenüber, hatten ihn fast bis zur Mitte der Brücke zurückgedrängt und waren noch höchstens zwanzig Schritte von ihm entfernt.

»Der Meister wird zufrieden sein. Er war sicher, dass du hier her fliehen würdest.«

Von beiden Seiten drängten die Reiter ihn in die Enge. Rechts von ihm dröhnte das Wasser in seinen Ohren wie in einem gewaltigen Kessel. Dennoch schienen die Stimmen und das Lachen der Reiter dessen Klang sogar zu übertönen. Alles in Rodans Körper meldete sich mit einem Mal zu Wort, sein Kopf, seine Hüfte, die Beine. Alles in ihm war ein einziger, gewaltiger Schmerz. Er spürte Muskeln, von denen er nicht einmal erahnt hätte, dass es sie gab. Doch jetzt forderte einer nach dem anderen den Tribut für die Anstrengungen seiner Flucht.

»Gib mir das Schwert, und ich werde dir einen schnellen Tod gewähren«, sagte der mit der flammenden Klinge und Rodan schob die Schmerzen beiseite. Er versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

*Das Schwert... was hat das verfluchte Schwert, dass es diese Kreaturen für ihren Meister haben wollen?*

Ihm kamen wieder seine Eltern in den Sinn. Sein Bruder. Das Schloss und die Stadt, in der sie aufgewachsen waren, wo sie bis zu diesem Tag ein friedliches Leben geführt hatten. Sein Zuhause, das in Flammen stand. Sie waren gestorben wegen dieses unheilbringenden Schwertes und auch er würde deswegen sterben. Etwas ging durch seinen Körper, brach sich langsam in ihm Bahn und wuchs wie ein Geschwür in Rodans Magengrube heran.

Wut. Sie flammte wild auf, setzte einen letzten Funken Leben und Trotz in ihm frei. Nein... er würde diesen Höllengeistern das Schwert nicht freiwillig überlassen... wenn er starb, dann nicht kampflös. Er hob das Schwert und schwang es drohend in der Luft.

»Niemals werde ich euch das Schwert geben. *Niemals!*«

Er spie ihnen das letzte Wort entgegen. Seine sonst gemäßigte Stimme war verzerrt von unvermittelt aufloderndem Hass. Wieder erklang das Lachen der Reiter.

»Er ist genauso ein Sturkopf wie sein Vater«, sagte einer von denen, die ihn verfolgt hatten. »Und wie er wird er sterben. Winselnd und weinend.«

Der Anführer der Reiter stieg aufreizend langsam von seinem Pferd. Rodan achtete kaum mehr auf ihn. Etwas hatte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ein Lichtschimmer, der aus dem Wasser nach außen drang. Er schien direkt vom Grund des Sees zu kommen und obwohl er undeutlich war, er *war* da.

*Der See...*, kam es Rodan in den Sinn. Vielleicht die einzige Chance, die ihm blieb.

»Deine letzte Gelegenheit. Gib mir das Schwert, und ich beende es hier und jetzt. Weigere dich, und du wirst unsagbar leiden, bevor ich dir die Gnade erweise, dich zu töten.«

Der Reiter war noch höchstens fünf Schritt entfernt. Rodan trat vorsichtig einen Schritt zurück, bis er den Rand der Brücke erreichte und mit dem Rücken das Seil berührte. Er *musste* es versuchen.

»Ihr wollt das Schwert? Ihr werdet es meinen kalten, toten Händen entreißen müssen!«

Er stieß sich ab und sprang rücklings von der Brücke, bevor einer der Reiter die Gelegenheit hatte, zu reagieren. Klatschend landete er im eisigen Wasser, das ihm die Luft abzuschneiden drohte. Doch Rodan zwang sich, den Impuls, zurück an die Oberfläche zu preschen, zu unterdrücken und tauchte ab. Der Stein, der in das Schwert eingelassen war, leuchtete auf, als Rodan sich auf den Grund des Sees zubewegte, wo er immer deutlicher den matten Lichtschein wahrnahm.

Es war, als zöge das Schwert ihn herab und geradewegs auf das Licht zu. Der Schimmer drang aus einem Spalt, der umfangreich genug war, dass er bequem hindurch tauchen konnte. Rodan hatte keine Ahnung, wo er herauskommen würde, doch er hatte kaum eine Wahl, er musste es riskieren.

Glücklicherweise wurde es nicht enger, sodass er nicht drohte stecken zu bleiben, und ein Stück weiter ging es zu seiner Erleichterung aufwärts und er drängte an die Oberfläche. Prustend tauchte er auf und sog die Lungen voll Luft, die ihm so süß erschien wie nichts zuvor in seinem Leben. Mehrere Male atmete er tief ein, seine leidgeplagten Lungen erholten sich bald und erlaubten Rodan, einen klaren Kopf zu bekommen.

Er sah sich in dem Gewölbe um. Zu seiner Überraschung befand er sich in einer Höhle, die unterhalb der Felsen sein musste, über die der Wasserfall in den See stürzte. Sie war von geringer Größe, maß vielleicht zehn Schritt im Durchmesser und war höchstens zehn Fuß hoch. Er stellte überrascht fest, dass die Höhle taghell erleuchtet war, obwohl sie unter der Erde lag. Sein Blick fiel auf das Schwert. Der am Schaft eingelassene Stein leuchtete hell und schien rhythmisch zu pulsieren. Das war jedoch nicht die Lichtquelle, die alles erstrahlen ließ. Das Licht kam aus einer Nische.

Rodan schwamm darauf zu und stieß an eine Kante, an der er sich hinaufzog und aufrichtete. Die Kälte kroch ihm eisig in die Glieder und Rodan begann zu frieren, kaum dass das Wasser seine Beine nur noch bis zu den Hüften bedeckte. Mit erhobenem Schwert trat er auf die Nische zu. Der Stein leuchtete noch immer, er schien umso stärker zu pulsieren, je weiter er sich vorwärts bewegte. Das Licht war gleißend hell, doch es blendete nicht und Rodan wunderte sich, dass er nicht einmal die Augen davor abzuschirmen brauchte. Er watete den

schmalen Gang entlang, bis er in eine weitere Kammer gelangte. Was er sah, verschlug ihm den Atem.

Eine Art Kraftfeld leuchtete vor ihm auf, ebenso klar wie der Stein am Schaft seines Schwertes. Beide pulsierten im Einklang miteinander, wie ein Herz, das schlägt. Ob das eines der Portale war, die auf die andere Seite führten?

Rodan war sicher, dass sein Vater *das* gemeint hatte, als er das Licht erwähnte, dem er folgen sollte. Erst jetzt erinnerte er sich, dass der Stein und die Klinge bereits geleuchtet hatten, als er das Geschoss des Reiters damit abgewehrt hatte. Behutsam näherte er sich dem Kraftfeld. Das Schwert schien davon geradezu magisch angezogen zu werden und Rodan hatte Mühe, die Spitze von dem Licht wegzudrücken. Mit der Linken wagte er sich an das Kraftfeld heran. Er schrie auf und zuckte erschrocken zurück, als ihm der Schmerz wie ein winziger Blitz durch die Hand fuhr. Er hatte das Licht nur mit der Fingerspitze berührt und starrte auf seinen Finger, der schwarz, aber zumindest in einem Stück war. Ehrfürchtig betrachtete er das Kraftfeld. Aber das *musste* der Ausweg sein, den sein Vater ihm in Aussicht gestellt hatte. Geräusche drangen an seine Ohren.

*Die Reiter.*

Sie hatten den Zugang entdeckt. Panik breitete sich in ihm aus, ergriff von ihm Besitz und drohte ihn in einen Mantel der Verzweiflung einzuhüllen. Rodan versuchte, sich zu fokussieren. Von seinen Haaren fielen einzelne Wassertropfen auf das Schwert, dessen Stein noch immer strahlend leuchtete. Er hörte ein Kratzen hinter sich. Trotz der Kälte, die ihn zu lähmen drohte, bildeten sich Schweißperlen auf Rodans Stirn. Ihm blieben nur Sekunden, um einen Ausweg zu finden. Das Kraftfeld war die Lösung, doch was war der Schlüssel?

*Was ist der Schlüssel?*

Bei dem Gedanken fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

*Der Stein wird dir den Weg weisen...*

Rodan betrachtete das Schwert und anschließend das Kraftfeld. Beide pulsierten im Einklang miteinander. Er richtete die Schwertspitze darauf, erwartete den Widerstand und spannte jeden Muskel seines Körpers an. Doch es gab keinen Blitz und auch keinen Widerstand. Stattdessen sah er, wie die Schwertspitze mit dem Kraftfeld zu einer Einheit verschmolz. Er zog die Hand zurück und betrachtete erstaunt die Klinge. Es gab keinerlei Brandspuren daran und sie leuchtete in demselben schneeweiß, wie sie es vorhin im Wald schon einmal getan hatte.

Schritte... ihm blieb keine Zeit mehr. Rodan richtete die Spitze erneut auf das Kraftfeld. Verfolgte mit seinem Blick, wie sie mit der weißen Wand verschmolz und darin verschwand. Als er hinter sich den Schatten des ersten Reiters erahnte, nahm Rodan seinen ganzen Mut zusammen, schloss die Augen und trat mit dem Schwert voraus durch das Kraftfeld.



# **Teil 1**

**Birmingham, 1908**

## **Kapitel 1**

»Bastard!!«

Arvon hetzte durch die Gassen und Straßen, vorbei an Passanten und Händlern, die ihm unbeholfen auswichen und ihm den einen oder anderen Fluch oder eine erhobene Faust hinterherwarfen.

Daniel und seine Freunde waren dicht hinter ihm und sorgten für weitere, vor allem lautere und empörter klingende Flüche. Doch die Jungen ließen sich nicht von der Verfolgung abbringen. Niemand stellte sich ihnen in den Weg, um Arvon in Schutz zu nehmen oder ihm zu helfen. Nichts hören, nichts sehen, nichts sagen war die Devise in Zeiten wie diesen und sich nicht einzumischen, wenn andere ihre Kleinkriege miteinander ausfochten, war ein goldener Ratschlag, den jeder beherzigte.

»Bleib stehen, du Bastard«, hörte er Bens Stimme hinter sich. »Du verdammter Heide, wir kriegen dich!«, brüllte einer der anderen Jungen. Arvon bezweifelte nicht, dass es am Ende wirklich dazu kam. Seine Lungen brannten bereits, er hatte Seitenstechen und seine Beine wurden mit jedem Schritt schwerer. Er wählte sich in einem Albtraum, in dem man vor einer Gefahr wegzurennen versuchte, ohne vom Fleck zu kommen.

Nur war dies kein Traum, es war Arvons verdammter Alltag. Seit das Schuljahr angefangen hatte, hatten Daniel, Ben und William es auf ihn abgesehen und nutzten fast jede Gelegenheit, ihn zu beleidigen oder ihm hinterherzujagen, um ihn schließlich mit Schlägen und Tritten zu malträtieren. Arvon hatte keine Ahnung, warum sie ihn ständig verfolgten. Sie taten es, solange er zurückdenken konnte, um nicht zu sagen, seit er die King Edward's School besuchte, was seit etwas mehr als zwei Jahren der Fall war.

Es war ein Privileg und Arvon genoss es, die Schule zu besuchen und lernen zu dürfen, auch wenn der Unterricht hart und die Lehrer streng waren. In den ersten zwei Jahren hatten sich Daniel und seine Kumpane damit begnügt, ihn wegen seines Namens aufzuziehen.

*»Arvon? Was soll denn das für ein dämlicher Name sein?«*

*»Mein Vater sagt, nur Heiden tragen solche Namen. Bist du ein Heide?«*

Beleidigungen waren an der Tagesordnung gewesen, aber ansonsten hatten sie ihn in Ruhe gelassen. Doch als herauskam, dass Arvons Mutter ihn alleine großzog, war es mit dieser Zeit des Friedens vorbei gewesen. Nun war er in den Augen der Jungen nicht mehr nur ein Heide, sondern auch ein Bastard. Und Bastarde gehörten nicht auf eine angesehene Schule wie St. Edwards. Das zumindest war es vermutlich, was die Väter von Daniel und den anderen ihren Söhnen beigebracht hatten, alles Männer, die es in der Stadt zu Ansehen gebracht haben. Arvon bog nach rechts ab und rannte fast einen alten Mann mit einem Karren um. Es gelang ihm, im letzten Moment auszuweichen, doch er verlor das Gleichgewicht und fiel der Länge nach hin, wobei er seine Knie und Handflächen aufschürfte.

Er rappelte sich auf und hastete weiter. Er hörte die Schritte der drei anderen hinter sich und er gestand sich langsam ein, dass es heute kein Entkommen gab.

Es war ein Katz - und Mausspiel, das er gelegentlich für sich entschied, indem er einfach einen Umweg von der Schule ging und den dreien auswich, die ihm oft an denselben Ecken auflauerten. An anderen Tagen war er flink genug, sich in einem Häusereingang zu verstecken. Doch meist endete sein Schultag mit Prügel, und so würde es auch heute sein.

Sein Vorsprung war auf ein Minimum geschrumpft und seine Kräfte ließen nach. Das waren denkbar ungünstige Voraussetzungen, dennoch rannte Arvon weiter, lief um die nächste Ecke und bog sofort wieder ab, in der Hoffnung, die anderen doch abschütteln zu können, aber es war vergebene Liebesmüh. Die Gasse fand ein abruptes Ende, als vor ihm ein riesiges Tor auftauchte, das zur Produktionsstätte der Birmingham Small Arms Company führte. Das Tor war – natürlich – verschlossen und Arvon musste sich eingestehen, dass er in seiner Eile wohl zu früh abgebogen war. Er wandte sich um und beugte sich vor, um zu Atem zu kommen. Im nächsten Moment kamen Daniel und die anderen um die Ecke, alle drei mit einem breiten Grinsen auf dem Gesicht.

»Du verdammter Bastard«, hörte er William sagen, der vorfreudig seine Faust in die Handfläche hieb, »jetzt haben wir dich.« Ohne Vorwarnung stürzten sie sich auf ihn, Arvon konnte nur noch die Hände zum Schutz heben, bevor die ersten Schläge auf ihn niedergingen...

## Kapitel 2

*Leander. Du weißt, ich liebe dich. Doch du weißt auch, dass es für uns keine Zukunft gibt. Wie könnte es? Du bist Christ geworden. Das steht dir frei. Doch ich bin eine Elbin. Und du weißt, was die Christen über uns denken. Wie sie über Zauberei denken. Über Magie. Anfangs glaubte ich, es gäbe eine Möglichkeit. Eine friedliche Koexistenz aller Völker in einer Welt, in der genug Platz ist für viele Religionen, Völker oder Rassen. Doch eure Priester sehen das leider nicht so.*

*Einige von uns wollen bleiben. Ich höre von Elben, die sich sogar ihre Ohren richten lassen wollen. Durch Magie. Richten lassen, wie das klingt. Verstümmeln, das trifft es eher. Nein. Ich werde diese Demütigung nicht über mich ergehen lassen, nur, um bei dir bleiben zu können. Die Welt hat sich gewandelt, Leander. Wir sind jetzt in euren Augen das Böse, das ausgemerzt werden muss. Wir sind die, die euer Gott nicht auf seiner Erde haben will. Zumindest sagen das eure Gelehrten. Wenn es wäre, wie sie sagen, hätte euer Gott uns dann ebenso erschaffen wie euch? Es ist die alte Krankheit der Menschen. Ihr wollt unter euch bleiben.*

*Ihr ertragt den Gedanken nicht, dass es andere gibt, die die gleichen Rechte beanspruchen. Die euch ebenbürtig sind. Es mag paradox klingen, aber ihr liebt es, alles zu hassen, was anders ist. Es liegt euch wohl im Blut. Und es wird sich nicht ändern. Wenn Artus noch lebte, er würde das nicht erlauben. Er war ein gerechter König. Er hat die Ritter toleriert, die den neuen Glauben angenommen haben. Er selbst hat ihn angenommen, aber nur der Form halber. Tatsächlich ist er seiner eigenen Kultur bis zuletzt treu geblieben. Er hätte diese Spaltung niemals zugelassen. Doch Artus ist tot. Camelot ist zerschlagen. Die Ritter kämpfen jetzt für den Papst. Wir sind in dieser Welt nicht mehr erwünscht.*

*Diejenigen, die bleiben, werden sie suchen, sie werden sie jagen, und sie werden sie finden und töten, bis das letzte bisschen Magie, bis die letzte Hexe, der letzte Zauberer, der letzte Anderling aus dieser Welt verbannt wurde und nur noch euer Christus regiert. Nein, selbst wenn ich bliebe, dir zuliebe, Leander, wir müssten in ständiger Angst leben. Und was wäre mit unseren Kindern? Würden sie in dieser Welt akzeptiert? Nein. Eure Gelehrten achten kein anderes Wesen neben dem Menschen. Darum werde ich gehen, bevor es zu einem Pogrom kommt. Die Magier bereiten alles vor, Leander. Sie werden die Welten trennen. Sie wollen Portale errichten und diese versiegeln, so dass niemand sie durchschreiten kann, der nicht weiß, wie und wann. Ich werde dann auf der anderen Seite sein, Leander. Ich kann nicht bleiben. Aber du könntest mit mir gehen. Viele Menschen werden mitgehen. Unter ihnen Christen, denen die blinde Wut eurer Priester zu weit geht.*

*In weniger als drei Wochen werden die Welten getrennt. Es ist ein gewaltiger Akt und alle reden bereits darüber, hinter vorgehaltener Hand, denn wenn eure Gelehrten von den Absichten wüssten, würden sie sofort die Menschen gegen uns aufhetzen. Auf allen Teilen der Erde werden Magier sich treffen. Jedes Land hat vereinbarte Sammelplätze. Unser Treffpunkt ist der Cromlech im Wald. Mehr darf ich nicht sagen, falls der Brief in falsche Hände*

*fällt, aber du weißt ja, was ich meine. Wo wir uns zum ersten Mal geküsst haben. Ich hoffe, du wirst dort sein. Ich werde es. In Liebe*

*Loreena*

## Brief einer Liebenden

Francis Xavier Morgan saß gebeugt über einem Brief. Trotz des fortschreitenden Alters - er war mittlerweile einundfünfzig - hatte er nur wenig von seiner einstigen Beweglichkeit eingebüßt. Lediglich um die Stirn herum wurde sein Haar langsam schütter und offenbarte so etwas von seinem Alter.

Doch auch, wenn es nach außen hin nicht so offensichtlich war, Francis merkte dennoch, dass die Zeit ihre Spuren hinterließ. Seine Augen hatten von ihrer einstigen Kraft verloren und er benötigte zumindest zum Lesen eine kleine Nickelbrille, die er auch jetzt auf seiner Nase trug. Es klopfte kaum vernehmbar an der Tür.

»Herein«, murmelte der Geistliche, ohne sich von seiner Lektüre ablenken zu lassen. Er blickte erst auf, als die Holztür am Ende des Raumes knarrend aufschwang und ein Junge schüchtern herein spähte.

»John...«

Pater Francis lächelte und erhob sich von seinem Platz. Der Junge trat zögernd in den Raum.

»Bitte, John, nicht so schüchtern, komm herein.«

»Danke, Pater. Mister Bartlet sagte, Sie wollten mich sprechen?«

»Richtig, John.« Francis trat ihm entgegen und legte väterlich seinen Arm um den Jungen, schob ihn sanft, aber bestimmt in den Raum.

»Nun komm schon rein, John, ich beiße nicht. Wie geht es mit der Schule voran, John? Gefällt es dir am King Edward's?«

»Ja, Pater«, antwortete John lächelnd. »Vielen Dank, dass Sie mir ermöglicht haben, meine Freistelle dort zu behalten. Die Sprachen haben es mir besonders angetan.«

Pater Francis nickte. »Das glaube ich gerne, John, du hast schon früh ein Talent für Sprachen entwickelt. Deine Mutter, Gott hab sie selig, hat das erkannt. Aber bitte, setz dich doch, mein Junge.«

Er führte ihn zum Schreibtisch und drückte ihn sanft in einen einfachen Holzstuhl, bevor Francis seinen Platz gegenüber John wieder einnahm, der sofort unruhig auf dem Stuhl herum rutschte. Pater Francis sah ihm sein Unbehagen an und auch die dezenten Schweißperlen, die sich auf Johns Stirn bildeten, blieben ihm nicht verborgen.

*Er ahnt es. Vielleicht wird er von selbst damit herausrücken.*

Francis sah John voller Erwartung an. Die Ärmel seines Gewandes hatte er hochgekremgelt und er stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch aus

Eichenholz. Die Finger verschränkte er ineinander, wobei er seine beiden Daumen rhythmisch aneinanderschlug.

»John«, sagte er warm, als er merkte, dass dieser nicht von sich aus reden würde. »Der Grund, weshalb ich dich herbitten ließ, ist folgender: Mir wurde etwas zugetragen, wofür ich gerne aus deinem Mund eine Bestätigung hören will. Du weißt ja, wie sehr ich Klatsch und Gerüchte verabscheue.«

Francis bemerkte, wie John blasser wurde und er musste über die Sorge, die er in dem jungenhaften Gesicht sah, schmunzeln. Als fürchte John, dass Francis über den Schreibtisch springen und ihn an Ort und Stelle erwürgen würde. Dabei konnte Pater Francis mit fug und Recht von sich behaupten, noch nie, seit er die Vormundschaft für John und Hilary übernommen hatte, wütend auf die beiden Jungs gewesen zu sein. Streng, ja. Hart, nun, wahrscheinlich war er auch schon hart zu ihnen gewesen, das lag im Auge des Betrachters. Aber wütend? Nein. Auch jetzt sprach Francis ruhig, beinahe sanft.

»Also, John, ich frage dich direkt. Ist es wahr, dass du mit diesem Mädchen ausgehst? Wie heißt sie noch gleich? Esther, nicht wahr? John?«

Der andere schreckte auf. »Verzeihung, Pater, ich war nicht bei der Sache.«

»Ist schon gut, John. Ich fragte, ob es stimmt, dass du mit dieser Esther anbandeln könntest.«

Der Geistliche kniff die Augen etwas zusammen, was seinem Gesicht einen Ausdruck von Strenge verleihen sollte, auch wenn Francis wusste, dass meist das genaue Gegenteil der Fall war.

Dennoch musterte er den Sechzehnjährigen eingehend. John fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und senkte den Kopf.

»Edith, Pater. Ihr Name ist Edith. Und ja, ich kann sie gut leiden.«

Morgan nickte kurz, als er die Bestätigung aus Johns Mund vernommen hatte, lächelte den Jungen milde an und erhob sich erneut von seinem Platz. Er umrundete den Schreibtisch, legte behutsam die Hand auf John's Schulter und drückte mit den Fingern sanft zu.

»Lass uns ein wenig spazieren gehen, John.«

Das Oratorium in Birmingham im Stadtteil Edgbaston war 1853 als erste Kirche dieser Art von John Henry Newman erbaut worden. Newman hatte sich den Bau einer basilikagroßen Kirche vorgestellt, die an das Gemeindehaus angrenzen sollte. Er hatte umfangreiche Pläne durch einen namhaften französischen Architekten anfertigen lassen. Doch bedeutsame Gründe - wahrscheinlich war es dabei wie so oft um Geld gegangen - hatten letztlich zu einem Aufschub geführt. So hatte man zu Lebzeiten Newmans mit einer provisorischen Kapelle vorliebgenommen, deren Dach von einer ausgedienten Fabrik stammte. Erst nach Newmans Tod gab es neue Gedanken, die Kirche zu dessen Angedenken durch eine größere und repräsentativere zu ersetzen.

Wieder wurde ein Architekt beauftragt, die Grundarbeiten waren im September 1903 begonnen worden und der Grundstein für die Kapelle war im März 1904 gelegt worden.

Das Schiff war bereits vor zwei Jahren fertiggestellt worden und auch die Arbeiten am Querschiff kamen voran, sodass die Gemeinde dessen Fertigstellung für das kommende Jahr erwartete. Die äußere Struktur der neuen Gedenkkirche errichtete man dabei um die bereits bestehende Kapelle, die bis 1906 auch weiterhin als solche gedient hatte.

Pater Morgan und John liefen die Hagley Road entlang, in der sich die Kirche befand. Es war ein behaglicher Tag für die Jahreszeit, eine sanfte Brise wehte ihnen entgegen und es waren viele Spaziergänger auf den Straßen unterwegs, die Francis in regelmäßigen Abständen grüßten.

»Besser, findest du nicht? Dieses Zimmer engt mich immer so ein, es ist wie eine Gefängniszelle.« Er lachte. »Wie gefällt es dir und Hilary bei Mrs Faulkner? Ich war froh, dass sie sich bereit erklärt hat, euch Kost und Logis zu gewähren.«

John nickte. »Es ist angenehm, Pater. Wir sind dankbar, dass wir dort wohnen dürfen, auch, weil es nicht weit zum Oratorium ist.«

Der Geistliche nickte. Die Pension lag in der Duchess Road, einer Querstraße der Beaufort Road und war tatsächlich nur einen Steinwurf vom Oratorium entfernt. Zuvor hatte Francis die zwei Brüder bei deren Tante Beatrice untergebracht. Die lebte zwar auch nicht wesentlich weiter weg, doch Francis hatte früh den Verdacht gehabt, dass John und Hilary sich dort nicht wohlfühlten. Also hatte er während eines Kurzurlaubs in Lyme Regis vorgeschlagen, den Brüdern eine andere Unterkunft zu suchen – ein Vorschlag, der von den beiden Jungs mit dankbaren Blicken quittiert worden war.

Francis kannte Mrs Faulkner von den zahlreichen musikalischen Abenden, die diese abhielt und er hatte sie gebeten, die zwei Brüder bei sich in der Pension aufzunehmen.

»John,« sagte Pater Francis nun in seinem väterlichen Tonfall, »du weißt, du und dein Bruder, ihr seid wie Söhne für mich. Ich kannte eure Mutter, seit ihr hergezogen seid und ich habe mich seither stets um euer Wohl bemüht.«

»Ich weiß, Pater, Sie waren immer gut zu uns.«

Francis nickte. »Und wie du weißt, hat eure Mutter mich als euren Vormund eingesetzt, als sie vor vier Jahren erkrankte. Und ich hoffe, euch beiden ist klar, dass ich für euch immer nur das Beste wollte...«

John schwieg, was Pater Francis als Zeichen der Zustimmung wertete. »Als euer Vormund bin ich für euch verantwortlich und ich habe dafür Sorge zu tragen, dass eure Ausbildung und Religion nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.«

John wollte etwas erwidern, doch Pater Francis schnitt ihm mit einer Handbewegung das Wort ab.

»Deshalb«, fügte er rasch hinzu, »kann ich eine Beziehung zu dieser Edith nicht dulden.«

John erbleichte und sog hörbar die Luft ein. »Zumindest nicht«, fuhr Francis daher fort, »solange du nicht deine Volljährigkeit erlangt hast.«

»Aber Pater, bis dahin sind es fast *fünf* Jahre!«, brach es schließlich aus John heraus. Dem Geistlichen blieb das Missfallen in der Stimme des Jungen

nicht verborgen und er legte erneut beruhigend die Hand auf dessen Schulter.

»Ich weiß, das ist eine lange Zeit, John, und mir ist bewusst, dass es nicht einfach wird. Aber deine Ausbildung hat absoluten Vorrang und ich dulde unter keinen Umständen, dass deine Leistungen in der Schule aufgrund irgendeiner jugendlichen Schwärmerei leiden.«

»Das werden sie nicht, Pater, ganz sicher.«

John schien um Fassung zu ringen, seine Stimme klang belegt und er hatte Mühe, sich zu beherrschen.

»Keine Widerrede, John, meine Entscheidung steht fest. Ich zweifle nicht an deiner Integrität, ich bin sogar überzeugt, dass du nichts tun würdest, was in den Augen des Herrn verwerflich wäre. Und ich erwarte auch gar nicht, dass du sämtlichen Kontakt mit dem Mädchen abbrichst. *Was* ich jedoch verlange, ist, dass du dich nicht mehr allein mit ihr triffst, bis du die Volljährigkeit erreichst. Deine oberste Priorität muss die Schule sein, John. Falls du dann noch Gefühle für dieses Mädchen hast und sie auch dir zugetan ist, bin ich der Letzte, der euch seinen Segen verweigern wird. Aber bis dahin...«

Der Geistliche reckte oberlehrerhaft den Zeigefinger in die Luft – eine Geste, die er von seinem Vater hatte, der sie immer gezeitigt hatte, wenn er dem kleinen Francis erklärt hatte, er könne alles werden, nur kein Pfaffe. »Bis dahin, John, erwarte ich, dass du mir gehorchst und dich nicht mehr alleine mit Edith triffst, hast du verstanden?«

John ließ die Schultern hängen, sah seinem Vormund jedoch fest in die Augen.

»Ja, Pater. Ich werde Sie nicht enttäuschen.« Francis lächelte. Natürlich würde John ihn nicht enttäuschen. Das wusste der Geistliche, wie er wusste, dass die Bibel Gottes Wort war.

»Gewiss, John, davon bin ich überzeugt. Komm, gehen wir zur Kapelle zurück.«

John zögerte. »Pater?«

»Ja?«

Der Junge errötete. »Wie... wie haben Sie das herausgefunden, mit Edith und mir?«

Francis lachte und ließ eine Reihe ebenmäßiger Zähne aufblitzen. »Ich mag alt sein, John, aber ich bin weder blind noch taub. Ich habe meine Ohren überall und in diesem Teil der Welt verbreiten sich manche Dinge wie der Blitz.«

Mit diesen Worten setzte Pater Francis seinen Weg amüsiert fort, während John ihm schweigend folgte.

## Kapitel 3

*Magier, der, auch Magus oder Zauberer:*

*Menschen, die durch eine besondere Gabe in der Lage sind, Magie zu wirken. Ungeübte können sich im Selbststudium und durch Übungen Tricks beibringen. Diese Menschen kommen jedoch in den meisten Fällen nicht über Telekinese oder Teleportation hinaus. Sie können bestenfalls einfache Flüche und Zauber wirken. Es gibt jedoch Ausnahmen, die ein hohes Potential besitzen, Magie zu auszuüben und die sich im Selbststudium so weit entwickeln, dass die Gilden sie als vollwertige Zauberer anerkennen. Die meisten Magier unserer Zeit sind traditionell ausgebildet und haben eine vierundzwanzig Jahre dauernde Ausbildung bei einer Magiergilde absolviert.*

*Einige Elfen können Magie wirken, besonders Kinder aus gemischten Beziehungen zwischen magiebegabten Menschen und Elben bringen gute Voraussetzungen mit. Jedoch können auch reinrassige Elben Magie wirken oder erlernen.*

*Zwerge können keine Magie verrichten. Zauberer können nicht nur allgemeine Formeln wirken, sondern sich auf bestimmte Sprüche spezialisieren, wenn sie in einem Bereich über eine hohe Sensibilität verfügen. Ein Großteil der Magier beherrscht die Kunst der Verjüngung. Sie ermöglicht einem Zauberer, seinen Körper und dessen Funktionen so zu regenerieren, dass die Magier ein enorm hohes Alter erreichen können, je nachdem, wie fähig sie in dieser Kunst sind. Es wird von Zauberern berichtet, die ein Alter von 3000 Jahren erreicht haben sollen aufgrund ihrer Fähigkeit, sich zu verjüngen. Solche Zahlen halten die meisten Gelehrten allerdings für übertrieben. Doch ein Alter von 1500 Jahren ist für einen Magier keine Seltenheit. So hat manch ein Zauberer es geschafft, ganze Epochen zu überleben und zu verfolgen.*

### Encyclopedia Ardanica

Niemand kam. Keiner mischte sich ein. Arvon krümmte sich auf dem Boden, hielt sich wechselweise Kopf und Bauch, während weitere Schläge auf ihn einprasselten wie dicke Hagelkörner.

»Bastard!«, hörte er Daniel rufen, »Heide! Du Heidenkind. Sowas wie du gehört nicht auf eine angesehene Schule, hast du kapiert?«

»Aufhören!«

Die Stimme war so schallend, dass Arvon sich erschrocken die Ohren zuhielt. Auch Daniel und den anderen schien es ähnlich zu gehen, denn die Schläge ließen im selben Moment nach, in dem die Stimme ertönte. Arvon war sicher, dass er sie kannte, doch er konnte nicht sagen woher. Aus den Augenwinkeln sah er, wie seine drei Angreifer mit weit aufgerissenen Augen dastanden und mit offenen Mündern auf etwas starrten.

»Ihr hört auf, Arvon zu verfolgen. Er steht unter meinem Schutz.«

Arvon sah, wie Daniel die blanke Furcht ins Gesicht fuhr und auch Ben und William schien es ähnlich zu gehen. Er wüsste zu gerne, wer hinter ihm stand und woher er die Stimme zu kennen glaubte.

»Habt ihr verstanden??«

»J-ja, verstanden«, stammelte Daniel. »B-bitte t-tu uns nichts.«

»Ach«, sagte die Stimme, »und warum sollte ich, wo ihr euch seit Wochen einen Spaß daraus macht, diesen armen Jungen zu verfolgen und zu schlagen? Ich glaube, ihr verdient es vielmehr, zu Stein zu erstarren, damit ihr niemanden mehr ärgern könnt. Soll ich euch also in Stein verwandeln?«

Arvon richtete sich langsam auf, während er mit unverhohlener Schadenfreude sah, wie Daniels Lippen bebten, als stehe er kurz davor, loszuflennen. Mit noch größerer Befriedigung sah er den feuchten Fleck, der sich auf dessen Hose bildete. Hätte ihm nicht alles geschmerzt, er hätte aus vollem Herzen gelacht. »N-nein, b-bitte«, stammelte Ben, »nicht in St-stein verwandeln.«

Alle drei waren leichenblass, sie tapsten unbeholfen einige Schritte rückwärts und Arvon sah nun tatsächlich die ersten Tränen in den verschreckten Gesichtern. Das entschädigte ihn für zahllose Schläge und Tritte, für ungezähltes anspucken und schikanieren. Dieser Anblick war Gold wert. »Ihr lasst Arvon ab sofort in Ruhe. Ihr rührt ihn nie wieder an und wenn ich auch nur eine einzige Beleidigung aus euren Mündern höre, komme ich zurück. Und ich höre sie, darauf könnt ihr euch verlassen. Und dann werdet ihr nicht so leicht davonkommen. Jetzt haut ab. Allean! *Eywach!!*«

In diesem Moment wurde es Arvon bewusst und er riss verwundert die Augen auf. Die Erkenntnis war so klar wie der Morgentau auf einem Grashalm. Aber war das möglich?? Nein, das konnte nicht sein. Er sah Daniel, Ben und William nach, die auf dem Absatz kehrtmachten und heulend davonliefen. Arvon richtete sich auf und wandte sich um. Niemand war dort zu sehen. Wie war das möglich? Er hatte die Stimme erkannt, eindeutig. Doch sollte er darüber erschrocken sein, dass er ihre Stimme gehört hatte, oder eher darüber, dass die drei Jungs sie ebenfalls gehört hatten? Dass sie die Frau sogar *gesehen* hatten.

*Die Frau aus meinen Träumen...*

»Um Gottes Willen, Arvon!!«

Anne Brentford eilte ihrem Sohn entgegen, der verschmutzt und mit blutverkrusteter Nase auf sie zu stolperte.

»Sag nicht, du hast dich wieder geprügelt?«

Sie kniete sich vor ihm hin, musterte die frischen Schürfwunden im Gesicht des dreizehnjährigen und betrachtete den Schmutz, der sich in seinen kurzen, pechschwarzen Haaren verfangen hatte. Sie waren durcheinander, obwohl Arvon sie meist zu einem adretten Scheitel kämmte, wie Anne vermutete, um erwachsener zu wirken. Schließlich strich sie ihm behutsam über das Haar und drückte ihn an sich.

»Sag schon, Arvon, was ist vorgefallen?«

Sie musterte ihn noch einmal von oben bis unten. Etwas unterhalb seines rechten Auges hatte sich bereits ein unschöner Fleck gebildet. Sein sonst jugenhaftes Gesicht war geschwollen und wirkte dadurch seltsam entstellt.

»Ich kann nichts dafür, Mama, wirklich nicht.«

Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse und sah Anne aus großen, runden Augen an. Anne kannte die Ausreden bereits in – und auswendig. Ich bin gestolpert, Mama. Ich bin hingefallen, Mama. Zwei, vielleicht drei mal. Das konnte sie akzeptieren. Doch so oft, wie Arvon in letzter Zeit mit irgendwelchen neuen Wunden und blauen Flecken nach Hause kam, konnte er gar nicht hingefallen sein, soviel war ihr längst klar geworden. Er war schwächlich und recht dünn, so dass man meinen könnte, er würde beim nächsten Windstoß einfach umknicken wie ein Streichholz.

Doch das ihm genau das ständig passierte, war so unglaublich, dass sie es ihm schon beim zweiten Mal nicht mehr abgenommen hatte. Vielleicht wurde er ja deswegen zur Zielscheibe, weil er so schwächlich wirkte, obwohl der körperliche Eindruck bei ihm täuschte. Arvon war in vielerlei Hinsicht ein reifer Junge auf der Schwelle zum Erwachsenenalter.

Manchmal redete er wie ein alter Mann. Er verhielt sich auch sonst sehr erwachsen. Einzig sein Körper schien seiner Entwicklung noch hinterherzuhecheln und Anne hatte ihn wegen seiner Prügeleien bislang in Ruhe gelassen, da sie ihn nicht bedrängen wollte. Wenn er Probleme hatte, würde er irgendwann darüber reden, hatte sie gedacht. Doch scheinbar hatte sie sich da getäuscht. Sie sah Arvon grimmig an.

»Lüg mich nicht an, Arvon, du weißt, dass ich das nicht leiden kann. Ich will endlich wissen, warum und mit wem du dich dauernd prügelst?«

Anne hatte es etwas schärfer gesagt, als sie wollte und sie begriff sofort, dass sie übertrieben hatte. Sie erkannte es an seiner Reaktion. Arvon verschränkte die Arme und knirschte leicht mit den Zähnen, was er immer tat, wenn er trotzig wurde oder ihm etwas nicht passte. Sein Mundwinkel zuckte gefährlich, was Anne an ihren Vater erinnerte und bei ihr nie mehr als ein Schmunzeln hervorrief. Diesmal verkniff sie es sich, dazu war die Angelegenheit zu ernst.

»Ein paar Jungs aus der Schule mokieren sich über meinen Namen. Sie sagen, Arvon ist ein Heidenname. Und sie behaupten, ich bin ein Bastard. Und ein Heide.«

Sie bemerkte, wie seine Augen sich mit Tränen füllten und er sah verschämt zu Boden. »Und ein Bastard hat auf einer angesehenen Schule nichts verloren.«

Anne reute es bereits, dass sie ihn so angegangen war und sie schloss ihren Sohn in die Arme.

»Ach, Arvon, lass dich davon nicht aufbringen. Du bist kein Heide.«

»Aber ein Bastard!«, schrie er und bei diesen Worten liefen ihm nun doch ungehindert ein paar Tränen über seine Wangen. Schuldgefühle überkamen Anne, weil sie ihn so konfrontiert hatte. Von irgendwo ertönte die Stimme eines Zeitungsjungen, der aufgeregter irgendwelche Neuigkeiten in die Welt rief.

»Du bist kein Bastard, Arvon, und ich möchte nicht, dass du dieses Wort benutzt.« »Und was bin ich? Wo ist mein Vater? *Wer* ist mein Vater? Warum ist

er nicht bei uns?« Jetzt hatte auch Anne Mühe, ihre Tränen zurückzuhalten.  
»Bitte, Arvon, dein Vater ist...«

Sie hatte keine passende Antwort darauf. Sie hatte keinen Schimmer, wohin dieser Nichtsnutz verschwunden war. Alles, was sie wusste, war, dass er sie mit ihrem ungeborenen Kind allein gelassen hatte und wie ein Feigling verduftet war. Wegen dieses Mannes hatte Anne ihre Familie verlassen.

Sie hatte ein angenehmes Leben geführt, als Tochter eines Kaufmanns aus einem Londoner Vorort hatte sie mit ihrem Vater die Welt bereist und viele Orte gesehen. Ihre Familie war nicht das gewesen, was man reich nannte, aber zumindest konnte man sie als wohlhabend bezeichnen und Anne hatte es nie an irgendetwas gefehlt. Eine einzige Nacht oben auf dem Hügel bei ihrem Haus hatte alles verändert. Kurze Zeit später war dieser Taugenichts von einem Mann verschwunden. Er hatte hoch und heilig versprochen, dass er zu ihr zurückkehren würde. Anne hätte ihm das gerne abgenommen. Doch was hätte es geändert? Sie war schwanger und sie war nicht verheiratet. Ihre Eltern hätten sich in Grund und Boden geschämt, hätten sie davon erfahren. Was hätte sie tun sollen? Bleiben? Versuchen, es ihnen zu erklären?

Selbst wenn ihre Eltern Verständnis gehabt hätten, sie hätten doch von da an mit einer Schande leben müssen, die Menschen im Ort hätten sich ihre Mäuler zerrissen. Wer weiß, ob es nicht auch Folgen für das Geschäft ihres Vaters nach sich gezogen hätte? Nein, sie hatte auf keinen Fall bleiben können. In London vielleicht, dort gewährte die Großstadt einem zumindest einen Hauch von Anonymität, und die Gesellschaft verrohete ohnehin zusehends. Ein uneheliches Kind war dort nicht mehr so ein Thema wie noch vor einigen Jahren. Doch im Vorort auf dem Land, wo jeder jeden kannte? Unmöglich. Es war für alle das Beste gewesen, zu verschwinden und ihre Familie zurückzulassen, um ihnen die Schande zu ersparen. Auch wenn es bedeutet hatte, dass sie alles aufgeben musste und ihre Eltern nie wissen würden, wo sie war. Sicher, Anne *könnte* zurückkehren. Sie besuchen, allein oder mit Arvon, und vorgeben, dass sie inzwischen geheiratet hatte. Aber konnte sie ihren Eltern nach vierzehn Jahren unter die Augen treten und ihnen dann ins Gesicht lügen?

Nein. Anne hatte sich schon vor Jahren damit abgefunden, dass sie das nicht konnte und dass es besser war, ihr früheres Leben zu vergessen. Sie lebte jetzt hier, in Birmingham, mit ihrem Sohn und hatte sich mit Mühe und Schweiß eine neue Existenz aufgebaut. Sie sah Arvon in die Augen, zwang sich, die Gedanken an ihre Familie beiseitezuschieben.

»Pass auf, Arvon«, sagte sie, bemüht, ihre Stimme nicht weinerlich klingen zu lassen. »Dein Vater musste uns alleinlassen, weil er eine Aufgabe zu erfüllen hatte. Ich bin sicher, er denkt jeden Tag an uns und wäre nirgendwo lieber als bei uns. Und eines Tages wird er kommen und wir ziehen gemeinsam von hier fort. Aber bis dahin wirst du tapfer und geduldig sein, und du darfst dich nicht von diesen Lügen provozieren lassen.«

Er schniefte und wischte sich mit dem Ärmel über die blutverkrustete Nase. Seine Unterlippe zuckte verräterisch und obwohl er nickte, durchschaute Anne, dass er mit dieser Antwort alles andere als zufrieden war.

»Gut, das Thema ist beendet und ich will jetzt nichts mehr davon, ja? Geh ins Haus und wasch dich, du musst Pater Francis ein paar Sachen bringen.«

»Ist gut, Mama.« Ein Lächeln huschte über das Gesicht ihres Sohnes, als er

an ihr vorbei ins Haus lief. »Arvon?« Er drehte sich noch einmal zu ihr um.

»Ich werde mit der Schulleitung über diese Jungs sprechen. Das kann so nicht weitergehen.«

»Das musst du nicht, Mama. Sie werden mich von jetzt an in Ruhe lassen.« Arvon sah sie nachdrücklich an.

»Was? Wie meinst du das? Hat sich bereits jemand bemüht?«

Arvon lächelte schadenfroh. »Ja«, sagte er mit fester Stimme. »*Sie* hat sich um alles gekümmert.«

»*Sie*? Sag bitte nicht, du meinst damit diese Frau, die du immer in deinen Träumen siehst.«

Doch er antwortete nicht und verschwand bereits im Haus.

## Kapitel 4

*Meine liebste Loreena... ich liebe dich. Doch mein Glaube und die Liebe zu Christus sind größer, als die Zuneigung zu einem anderen Menschen oder Wesen es sein könnten. Magie ist wider den göttlichen Plan, wider die Natur. Die Priester und Gelehrten haben uns die Augen geöffnet, Loreena. Sie haben uns die Wahrheit gezeigt, sie sind inspiriert, sie sind die Einzigen, die die Heilige Schrift deuten können. Sie sagen, Magie und Zauberei sind Werke des Teufels. Des Teufels, hörst du? Du hängst an deinen romantischen Vorstellungen. Artus ist tot. Camelot zerstört. Britannien ist jetzt geeint und genauso vereint müssen wir gegen die teuflischen Einflüsse kämpfen. Die Priester wollen die anderen Rassen nicht vernichten. Sie wollen nicht alles ausmerzen, was anders ist. Sie werden die Elben und die Völker sicher in Ruhe lassen. Du kannst bei mir bleiben, Loreena. Wir haben hier eine gemeinsame Zukunft. Du und ich. Wir können diese Wahnsinnigen aufhalten. Du darfst nicht zulassen, dass sie durch Teufelswerk in die natürliche Ordnung eingreifen. Eine Welt abspalten? Sie werden sie zerstören, denn das tut Magie am Ende immer. Bleib bei mir und dann werden wir den Priestern von den abscheulichen Machenschaften der Teufelsanbeter erzählen. Durch unsere Hilfe sichern wir unsere gemeinsame Zukunft. Sie werden uns in Frieden lassen.*

*Dein Leander*

### Brief eines Liebenden

Anne saß am Küchentisch, lehnte sich zurück und starrte auf das Weinglas in ihrer Hand. Das Gespräch mit Arvon hatte sie aufgewühlt und sie hatte sich aus dem Vorratsschrank eine Flasche Wein geholt und auf Anhieb zwei Gläser geleert. Als sie noch bei ihren Eltern gelebt hat, hatte es öfter ein Glas Wein oder einen Brandy für die Herren gegeben.

Doch seit sie in Birmingham war, hatte Anne praktisch keinen Tropfen Alkohol angerührt. Anfangs lag das vor allem daran, dass ihr kaum Geld zur Verfügung gestanden hatte. Es hatte ausgereicht, um eine Zeitlang Zeit ohne Not zu leben, doch Anne war klar gewesen, dass diese Mittel früher oder später aufgebraucht sein würden.

Und solange sie kein eigenes Geld verdiente, hatte ihr Hauptaugenmerk darauf gelegen, eine Unterkunft zu finden und mit den Ersparnissen zu haushalten, bis Arvons Geburt überstanden war.

Wein war da beim besten Willen nicht drin gewesen. Und auch in der Folgezeit - Anne hatte mit Hilfe von Pater Francis' eine Anstellung im Hause der Familie Stone gefunden, einer bekannten Industriellenfamilie in Birmingham - hatte sie ihren bescheidenen Lebensstil beibehalten. Seit fast zehn Jahren arbeitete sie mittlerweile als Dienstmädchen für die Stones.

Für die Kaufmannstochter, die in ihrer Kindheit selbst ein Dienstmädchen im Hause hatte und sich um fast nichts kümmern musste, war die Arbeit anfangs ungewohnt. Anne war mehr als einmal kurz davor gewesen, die Brocken

hinzuwerfen. Doch in jenen Momenten erinnerte sie sich an Arvon, für den Anne nichts mehr wünschte als eine gute Erziehung und Bildung, damit er eines Tages nicht in Armut leben musste. Und die Stelle bei den Stones war, im Vergleich zu den durchschnittlichen dreißig Pfund, die ein Dienstmädchen heutzutage jährlich erhielt, wirklich großzügig bezahlt. Anne hatte auf die sonst üblicherweise inkludierte Unterkunft und die Verpflegung im Hause der Familie verzichtet und sich stattdessen - dank der Bemühungen Pater Francis' - mit Mr. Stone darauf verständigt, dass er ihr die dafür vorgesehenen Kosten zu einem Teil zusätzlich auszahlte. Den anderen Teil investierte er in Arvons Erziehung und seine schulische Ausbildung. Für Anne war das ein echter Glücksgriff gewesen und sie war Pater Francis dankbar, dass er den Kontakt zu der Familie hergestellt hatte.

Doch auch wenn sie nun in der Lage wäre, sich ab und an etwas Wein zu kaufen, zog Anne es vor, auf unnötige Ausgaben zu verzichten. Die Flasche, die sie herausgeholt hatte, war ein Geschenk von Mrs. Stone zu Weihnachten vor zwei Jahren gewesen und Anne hatte sie nicht angerührt, um sie vielleicht mal Gästen anbieten zu können. Doch heute hatte sie unbedingt ein Glas gebraucht und Gäste hatte sie ohnehin keine, wenn man von Elizabeth' Besuchen einmal absah. Ihre Zunge war pelzig und belegt und der Wein stieg ihr bereits zu Kopf.

*Wie konnte es nur so weit kommen?*, fragte sie sich. Arvon war nie ein wirklich *normales* Kind gewesen, zumindest, wenn Anne das richtig beurteilte. Er war schon immer verschlossen gewesen, hatte manchmal geradezu *abwesend* gewirkt. Als wäre er in einer völlig anderen Welt. Er hatte richtige Tagträume. Ohnehin hat er bemerkenswert viel geträumt und konnte sich, im Gegensatz zu anderen Menschen, an die meisten davon sehr lebhaft und detailliert erinnern. Er hatte ihr oft von geheimnisumwitterten Orten erzählt, die er im Traum sah. Oder von Personen. In letzter Zeit redete er ständig von dieser Frau. Er behauptete, dass sie mit ihm redete oder ihm Orte und Dinge zeigte. Anne hatte das anfangs für normale Träume gehalten, doch die Tatsache, dass er noch immer ständig von dieser Frau redete, machte es für Anne zu einem ernstem Thema.

Der Höhepunkt heute war seine Behauptung, diese geheimnisvolle Frau habe sich um die Raufbolde gekümmert. Eine Traumgestalt! Wie sollte sie ihn ernst nehmen, wenn er solche Dinge plötzlich für voll nahm? Wenn er diese Frau als Wahrheit, als real existierende Person akzeptierte, die mit ihm und den Menschen in seiner Umgebung interagierte? Was sollte sie davon halten? Anne hatte mit Elizabeth darüber gesprochen, doch sie meinte immer, das sei normal. Kinder in Arvons Alter hätten nun mal eine blühende Fantasie und alle Kinder hätten doch irgendwann in ihrem Leben Fantasiefreunde, mit denen sie sprachen und die sie für real hielten. Sie solle sich nicht zu viele Sorgen machen.

Und diesen Rat hatte Anne bis heute beherzigt. Doch wenn er nun schon behauptete, dass die Frau aus seinen Träumen mit anderen Menschen redete... Anne seufzte. Sie durfte sich da nicht hineinsteigern. Drängender als diese Frau war die Frage nach Arvons Vater. Zwölf Jahre lang war diese Angelegenheit - wenn überhaupt - nur am Rande zur Sprache gekommen. Anne hatte es immer geschafft, sowohl ihren Sohn als auch die Leute in der Umgebung damit zufriedenzustellen, dass ihr Mann als Kaufmann viel unterwegs sei.

Dies hatte sie den Menschen anfänglich erzählt, kurz nach ihrer Ankunft in Birmingham, als sie mit Arvon schwanger war und die meisten Leute hatten

dies ohne zu zögern akzeptiert. Später, als Arvon bereits geboren war, hatte sie denen, die fragten, erklärt, dass ihr Mann von seiner letzten Schiffsreise nicht zurückgekehrt sei.

Im Grunde war das nicht einmal eine Lüge gewesen, denn er war ja tatsächlich einst aufgebrochen und nicht zurückgekommen. Der einzige Fakt, den sie verschwiegen hatte, war die Tatsache, dass sie nie geheiratet hatte und Arvon somit ein uneheliches Kind war. Wie die Leute davon erfahren haben konnten, war ihr schleierhaft, Anne hatte alles unternommen, damit niemand Verdacht schöpfte.

*Vielleicht Mrs. Dufner?*

Mrs. Dufner war die Besitzerin einer Pension mit dem Namen *The Black House*. Genau genommen war es eine alte Taverne, die angeblich bereits seit dem ausklingenden 17. Jahrhundert bestand und seitdem im Familienbesitz war. Über dieser Taverne hatte Mrs. Dufner Gästezimmer eingerichtet, die sie günstig vermietete.

*The Black House* war nicht Annes erste Wahl gewesen, besonders, wenn man mit einem Kind schwanger war. Die Gäste waren rau, überwiegend Arbeiter, die die wenigen Pennies, die sie sich verdienten, in den nächstbesten Pub trugen anstatt zu versuchen, ihr Leben sinnvoll zu gestalten. Doch die Preise für die Zimmer waren moderat und - was für Anne damals wichtiger war - man stellte keine Fragen.

Also hatte sie sich im *Black House* einquartiert und die Launen und Kommentare der fragwürdigen Klientel über sich ergehen lassen. Diese Männer waren nicht zimperlich gewesen und als damals neunzehn Jahre altes Mädchen war Anne für jene Burschen wie Freiwild gewesen. Zum Glück war Mrs. Dufner selbst vom harten Schläge und wurde mit ihren Problemgästen fertig. So hatte sie, besonders in der Anfangszeit, mehr als einmal eigenhändig Gäste hinausgeworfen, die Anne an den Hintern gelangt oder mit plumpen Sprüchen belästigt hatten.

Wahrscheinlich, resümierte Anne für sich, war Mrs. Dufner der einzige Grund, weshalb sie die Zeit im *Black House* unbeschadet überstanden hatte.

Jedenfalls hatte Mrs. Dufner, wie sie Anne bei ihrem Auszug versicherte, »den Braten gerochen, als sie durch diese Tür gekommen« war und sie hatte auf die schwere schwarze Eichentür gezeigt, die zur Straße hinausführte und der das Lokal seinen Namen verdankte. Anne hatte sie entgeistert angesehen, doch Mrs. Dufner hatte nur gelacht.

»Ach, Kind, im Ernst. So ein junges Mädchen wie Sie, das hier in meinen Pub kommt, und das in so einem eleganten Kleid, um eines meiner Zimmer zu mieten. Glauben sie mir, Miss Anne, ich habe es von Anfang an gewusst, und als ihr Bauch mehr und mehr zum Vorschein kam, da war alles glasklar... Sie haben mich nicht wirklich für so dumm gehalten?«

Anne hätte natürlich annehmen können, dass Mrs. Dufner Lunte gerochen hatte, aber dass es für sie so offensichtlich gewesen war, hatte sie erschrocken. Doch Mrs. Dufner hatte ihr versichert, dass sie niemandem etwas erzählt hatte und dies auch nicht vorhabe. Und Anne war gegangen und hatte nie wieder von Mrs. Dufner gehört und niemand hatte je etwas geäußert, was darauf hätte hindeuten können, dass ihr Geheimnis bekannt geworden war.

Anne war sich daher sicher, dass es nicht Mrs. Dufner war, durch die jemand erfahren hatte, dass Arvon kein eheliches Kind war. Mittlerweile waren seit ihrem Auszug aus dem *Black House* mehr als neun Jahre vergangen. Und überhaupt: *The Black House* war nicht die Art von Pub, in der die Leute aus dieser Gegend einkehrten. Je mehr Anne darüber nachdachte, umso sicherer war sie, dass diese Jungs nur daherredeten.

Sie suchten wahrscheinlich nur einen Grund, um Arvon zu verdrießen. Das Haus, in dem sie mittlerweile wohnten, gehörte einer Familie Namens Doyle. Die Doyles lebten selbst im Haus und vermieteten Anne im Grunde nur zwei bescheidene Zimmer, in denen sie schliefen. Aber es gab neben diesen beiden Schlafräumen eine eigene Küche mit einem Ofen, so dass Anne in der Lage war, Arvon und sich zu versorgen, ohne dabei auf andere angewiesen zu sein. Außerdem hatten die Doyles eine Tochter in Annes Alter, die häufig vorbeikam, wenn sie ihre Eltern besuchte, was mindestens einmal in der Woche der Fall war. Dann tranken sie Tee und unterhielten sich über alle möglichen Dinge. Am liebsten Politik, denn es hatte sich bald herausgestellt, dass Elizabeth Doyle ein ausgeprägtes Interesse an allem hatte, was in der Welt passierte.

Und auch für Anne waren diese Themen eine willkommene Abwechslung zu dem langweiligen Leben, das sie hier in der Ladywood Road und im Hause der Stones führte. Anne wollte mit ihren Gedanken gerade wieder abschweifen, als die Tür aufflog.

Elizabeth platzte herein und stürmte in die Küche, als wäre der Leibhaftige persönlich hinter ihr her. Sie war stattlich gebaut und hatte ein rundliches Gesicht, obwohl sie nicht dick war. Ihre braunen Locken fielen ihr über die Schultern und bildeten einen aufregenden Kontrast zu den rosigen Wangen und ihrer blassen Haut.

*Die Männer müssten ihr in Scharen erlegen sein*, ging es Anne wie so oft durch den Kopf und sie wunderte sich, dass Elizabeth mit nunmehr siebenundzwanzig Jahren noch immer keinen passenden Mann gefunden hatte.

»Anne! Du wirst es nicht glauben...«, platzte Elizabeth heraus. Sie stutzte, als sie die halbleere Weinflasche auf dem Tisch bemerkte.

»Ich wusste nicht, dass du trinkst, Anne... seit wir uns kennen, hab ich dich kein einziges Mal trinken sehen.«

Anne lächelte müde. »Eigentlich trinke ich nicht. Ich hatte einfach einen schweren Tag.«

»Ist ja auch egal«, sagte Elizabeth und ging nicht weiter darauf ein, wofür Anne ihr sogar dankbar war.

»Du glaubst es nicht, Anne, dieser Hund Franz Joseph hat tatsächlich vor, sich Bosnien und die Herzegowina einzuverleiben.«

Anne war schlagartig nüchtern. »Er hat was?? Gott bewahre, das wird Krieg heraufbeschwören! Bist du sicher?«

»Ich hab es von Arthur erfahren«, sagte Liz, zog einen weiteren Stuhl heran und ließ sich darauf fallen. »Und der hat es von seinem Freund Oliver, der, wie du weißt, Kontakte hat. Es ist nichts offiziell, aber es heißt, der Kaiser beabsichtigt, sich die Unterstützung mehrerer anderer Staaten zu sichern, darunter angeblich Frankreich, Italien und das Deutsche Reich.«

Anne hatte, ohne es zu merken, den Atem angehalten und atmete nun geräuschvoll aus. Sie starrte die Flasche Wein auf dem Tisch an und spielte kurz mit dem Gedanken, sich nach diesen Neuigkeiten ein weiteres Glas einzuschenken, entschied sich dann aber dagegen.

»Wenn das wahr ist, wird sich ein Krieg kaum vermeiden lassen. Um Gottes willen, dieser Kaiser *kann* doch gar nicht so dumm sein.«

Seit längerem gab es Gerüchte, Kaiser Franz Joseph I. spiele mit dem Gedanken, die von Österreich-Ungarn besetzten Gebiete zu annektieren. Anne und Elizabeth hatten manchen Nachmittag darüber diskutiert, ob er sein Vorhaben tatsächlich umsetzen würde.

»Nun mach dir nicht gleich wieder Sorgen wegen der Türken, Anne. Nach dem, was man hört, geht es bei denen zur Zeit drunter und drüber. Das Land ist uneinig. Ich glaube nicht, dass die Osmanen zurzeit in der Lage sind, einen Krieg zu führen.«

Anne war nicht überzeugt. »Dann sind vielleicht nicht die Türken das Problem. Aber was ist beispielsweise mit Serbien?«

Elizabeth schwieg. Auch ihr musste klar sein, dass Anne damit nicht ganz Unrecht hatte, und dass die Serben eine etwas unschöne Rolle spielen könnten. Zweifellos würde es ihnen nicht gefallen, wenn Österreich-Ungarn ihnen die Gebiete praktisch vor der Nase wegschnappte.

»Ich bleibe dabei«, meinte Anne, »über kurz oder lang wäre ein Krieg nur schwer vermeidbar. Er kommt vielleicht nicht heute oder morgen, aber er kommt.«

»Aaach« erwiderte Elizabeth und machte mit der Hand eine wegwerfende Geste. »Wenn es Franz Joseph tatsächlich gelingt, einige der größten Nationen für sein Vorhaben zu gewinnen, dann hätte er damit einen großen Schritt getan. Glaub mir, der Mann ist nicht dumm. Er hat das ja nicht von heute auf morgen entschieden. Franz Joseph plant seine Sache sicher gut.«

»Ja« sagte Anne und ließ ein schelmisches Grinsen sehen, »wirklich gut geplant, Bosnien und die Herzegowina wären ein hervorragendes Geburtstagsgeschenk für seine *Hohlheit*.«

Bei der Anspielung auf den 60. Geburtstag Franz Josephs brachen sie in Gelächter aus und fielen sich schließlich lachend in die Arme.

## Kapitel 5

*Marleyn. Als zweiter Zauberer der Magiergilde Britanniens wende ich mich in einer Angelegenheit an dich, die ich dich zu überdenken bitte. Mir ist bewusst, dass Eleana eine sehr geschickte Magierin ist. Das bezweifle ich nicht. Im Gegenteil, ich bewundere ihre Fähigkeiten in hohem Maße, auch wenn das für dich und die anderen nicht so aussehen mag. Eleana muss ihre Prüfung ablegen und das bestreite ich nicht. Doch ihr verlangt zu viel. Ich habe mit ihr gesprochen. Sie sagt zwar, sie fühle sich dazu in der Lage, das Ritual zu leiten, aber es ist klar, dass sie das behauptet. Sie will sich vor euch keine Blöße geben. Das heißt aber nicht, dass sie dafür tatsächlich geeignet ist oder dass sie dem Ganzen auch gewachsen ist. Ich bitte dich, Marleyn, um unserer gemeinsamen Zeiten willen. Überdenke deine Entscheidung.*

*Ich weiß, die anderen haben bereits zugestimmt und damit ist die Sache beschlossen. Aber dein Wort hat hier das meiste Gewicht. Wenn du Bedenken anmeldest, werden die anderen mitziehen. Übertrage ihr nicht diese gewaltige Verantwortung. Du weißt, dass ich recht habe, Marleyn. Du weißt es. Noch nie hat man einem Anwärter eine solche Prüfung auferlegt. Du forderst zu viel von Eleana.*

*Andere wurden mit weniger schweren Prüfungsaufgaben betraut und sie wurden auch aufgenommen. Velibor hat mir gesagt, er musste lediglich etwas zum Schweben bringen. Und Cormac musste nur ein verdammtes Feuer entfachen. Ein Feuer!!! Was du von Eleana verlangst, ist nicht in Ordnung. Sie wird es nicht schaffen, Marleyn. Tu mir den Gefallen und halte sie aus der Sache raus. Gib ihr eine andere Prüfung. Ich bitte dich.*

*Thalas*

Aus dem Briefwechsel zwischen Thalas und Marleyn

Der Sommer war bislang ungewöhnlich heiß gewesen. Viele der größeren Geschäfte, nicht nur in England, hatten wegen der Hitze ihre Öffnungszeiten verkürzt, um ihren Mitarbeitern mehr Freizeit zu gewähren. Ein Schaden war ihnen dadurch nicht entstanden. Die meisten Kunden blieben wegen der flirrenden Hitze ohnehin lieber zuhause. Auch an diesem Tag hatte die Sonne heiß auf die Straßen der Stadt herabgebrannt und zeigte sich auch jetzt, am späten Nachmittag, noch in ihrer ganzen Pracht.

Die Beaufort Road war erleuchtet von ihren Strahlen und viele Menschen wagten sich nun, da die Temperaturen erträglicher waren, nach draußen, um das Wetter für einen Spaziergang auszunutzen. Arvon hatte einen Korb dabei, in den seine Mutter frisches Obst, Brot, etwas Käse und Speck sowie eine Flasche Wein gelegt hatte. Eine Zuwendung für Pater Francis, dem sie alles zu verdanken hatten, wie seine Mutter nie müde wurde, ihm zu erzählen.

Anne hatte ihm den Korb in die Hand gedrückt und ihn gebeten, ohne Umwege zur Oratorienkirche zu gehen und ihn zu Pater Francis zu bringen.

Arvon hatte versprochen, vor Sonnenuntergang Zuhause zu sein. Glücklicherweise war das Oratorium nicht weit entfernt. Arvon brauchte nur die Beaufort Road bis zum Ende laufen, anschließend ein kurzes Stück die Plough and Harouse Road entlang und schon war er in der Hagley Road, in der sich die Kirche befand. Er könnte auch parallel die Monument Road in südliche Richtung nehmen, um direkt zur Hagley Road zu gelangen, doch Arvon zog den Umweg vor, weil er hier sowohl an Mr. Greens Geschäft als auch am Buchladen von Mr. Pearsson vorbeikam.

Mr. Green hatte an ihm einen Narren gefressen, wie Arvon bemerkt hatte. Jedes Mal, wenn er ihn sah, rief er ihn zu sich, um ihm etwas zu schenken, meist eine Süßigkeit oder frisches Obst. Und am Buchladen konnte Arvon nie vorbeigehen, ohne zumindest kurz am Fenster zu schauen, was es neues gab. Er konnte sich zwar nichts kaufen, seine Mutter meinte stets, sie müssten für ein besseres Leben sparen. Doch Mr Pearsson erlaubte Arvon, in seinem Laden zu lesen, ohne etwas zu kaufen. Ein Privileg, das, wie Arvon wusste, nur ihm zuteilwurde.

Er vermutete, dass Mr Pearsson einfach gerne Gesellschaft hatte, jemanden, der da war und mit dem er zwischendurch reden konnte. Seine anderen Kunden verschwanden zumeist schneller, als man bis drei zählen konnte. Ihm war zwar nicht klar, wie seine Mutter darauf kam, dass es ihnen nicht gutging. Immerhin hatten sie stets genug Essen im Haus und Arvon besuchte zudem die King Edward's School. Er widersprach ihr jedoch nicht, wenn sie ihm den Wunsch nach einem Buch mit der Begründung ausschlug, dass sie für ein besseres Leben sparen mussten.

Wenn Arvon sich beeilte und Pater Francis den Korb rasch brachte, würde er genug Zeit haben, um im Buchladen noch mindestens dreiviertel Stunden zu lesen, bevor er nach Hause musste.

»He, Arvon!«

Er wandte sich der Stimme zu und sah Mr Green, der ihn von der anderen Straßenseite zu sich winkte. Arvon grinste. Er überquerte die Straße und begrüßte den Händler.

»Guten Tag, Mr Green, wie geht es ihnen?«

Der Händler hatte hohe Wangenknochen, die Augen standen eng zusammen und seine Nase hatte auf dem Rücken einen kleinen Höcker, doch sein Lächeln sprühte vor Freundlichkeit. Das Lächeln eines geübten Kundenfängers.

»Hervorragend, mein Junge, danke. Du bist wohl auf dem Weg zu Pater Francis?«

Arvon nickte. »Richte ihm meinen Gruß aus. Und nun sieh dir das hier an. Ist heute Mittag eingetroffen, feinste Schokolade aus der Manufaktur Einem in Moskau. Probier, Arvon, und sag mir, was du davon hältst.«

Mr Green hielt Arvon ein Stück dunkle Schokolade hin. Arvon machte große Augen, als er danach griff und es sich mit einem Mal in den Mund steckte.

»Langsam, nicht so hastig«, lachte der Händler, »warte, bis es dir auf der Zunge zergeht und seine Aromen freisetzt. Fühlst du den erlesenen Geschmack der Zutaten am Gaumen? Ist das nicht fantastisch?«

Arvon nickte eifrig. Er bekam nicht oft Schokolade und für ihn waren diese Momente immer etwas spezielles. Mr Green strahlte und ließ eine Reihe vergilbter Zähne sehen.

»Immer eine Freude, zu sehen, dass es meinen Kunden schmeckt. Es gibt keine besseren Vorkoster als Kinder. Hier, Junge, nimm noch ein Stück für unterwegs, aber verrate es nicht deiner Mutter.«

Er zwinkerte Arvon zu, der den Händler mit aufrichtiger Zuneigung anlächelte. »Keine Angst, ich erzähle nichts. Vielen Dank, Mr Green.«

Damit setzte Arvon seinen Weg fort. Er versank in Gedanken, während er an dem zweiten Stück Schokolade lutschte. Arvon hatte ein schlechtes Gewissen, weil er seine Mutter so oft anlog. Doch er hatte auf keinen Fall gewollt, dass sie von der unbedeutenden Privatfehde zwischen Daniel und ihm erfuhr. Also hatte er sich einige Male mit fadenscheinigen Ausreden beholfen, von denen er sicher war, dass sie sie ihm ohnehin nicht abkaufte.

Doch bis heute hatte sie sich zumindest damit zufriedengegeben und auch mit seinem Vater hatte er sie bislang nie so direkt konfrontiert. Er hatte angenommen, sie würde ihm irgendwann von ihm erzählen, doch bis heute wusste er praktisch nichts über ihn und heute war es ihm herausgerutscht. Er schüttelte über sich selbst den Kopf, während er seinen Weg fortsetzte.

Seit der Begegnung mit Daniel, William und Ben war er noch zusätzlich verwirrt. Sein Gehirn arbeitete geradezu fieberhaft daran, ihm eine logische Erklärung dafür zu liefern, dass die drei anderen die Frau aus seinen Träumen gesehen *und* gehört hatten, doch es gab keine. Es waren schließlich *seine* Träume. Diese Frau konnte doch nicht wirklich existieren, selbst wenn er sie seit Jahren in seinen Träumen sah.

Manchmal redete sie in einer fremden Sprache zu ihm, manchmal nahm sie ihn an die Hand, zeigte ihm Orte oder Dinge und Personen. Manchmal träumte er wochenlang gar nicht von ihr, dann wieder suchte sie ihn mehrmals hintereinander heim. Einmal hatte sie ihm einen Ort gezeigt, der in Arvon eine regelrechte Lawine von Gefühlen losgetreten hatte. Es hatte wie eine gewaltige elfenbeinfarbene Stadt ausgesehen, mit unzähligen Türmen und aufragenden Säulen, deren kunstfertige Verzierungen seine Augen zum Leuchten gebracht hatten.

Als er nach jener Nacht aufgewacht war, hatte ein Gefühl tiefer Sehnsucht nach jenem Ort ihn erfasst, der ihm so vertraut erschienen war, als wäre er schon unzählige Male dort gewesen. Natürlich konnte Arvon Traum und Wirklichkeit unterscheiden. Doch diese Träume waren so real, dass er nach dem Aufwachen immer einen Moment brauchte, um zu begreifen, wo er war und dass er tatsächlich wach war. In seinem letzten derartigen Traum hatte sie ihn zu einem Kreis aus Steinen geführt. Dort hatte die Frau einen melodischen Singsang angestimmt und kurz darauf waren die Konturen eines Gesichts im hochwirbelnden Staub erschienen.

Arvon hatte die Augen zusammengekniffen, um besser zu sehen, doch das Gesicht war verschwommen und vage geblieben. Alles, woran er sich erinnerte, war eine Narbe, die über einem der Augen geprangt hatte. Kurz darauf war Arvon wach geworden und das Bild, das sie ihm gezeigt hatte, war in sich zusammengefallen.

Arvon bog links ab in die Plough and Harause Road, um keine zweihundert Meter später die Hagley Road zu betreten. In der Ferne konnte er das Oratorium ausmachen und er beschleunigte seinen Schritt. Als Arvon die Kirche fast erreicht hatte, erkannte er Pater Francis in seiner schwarzen Soutane.

»Pater!«, rief Arvon rasch und der Geistliche wandte sich zu ihm um und wartete, bis Arvon aufgeschlossen hatte.

»Aron...«

Pater Francis lächelte und Arvon sah einmal mehr darüber hinweg, dass der Geistliche seinen Namen um einen Buchstaben reduzierte. Er rollte jedoch unmerklich mit den Augen, die einzige Reaktion, die er sich vorbehielt, wenn Pater Morgan ihn *Aron* nannte. Anfangs hatte er protestiert, doch seine Mutter hatte ihm eingeschärft, den Mann gewähren zu lassen. Er werde sich ohnehin nicht an Arvons Namen gewöhnen, egal wie oft er ihn verbesserte. Pater Francis war der Meinung, Aron sei ein angemessenerer Name für einen Christenmenschen. Also hatte Arvon seine Proteste bald aufgegeben und den Ärger heruntergeschluckt. Er konnte den Geistlichen leiden, auch, weil dieser sich stets um ihn und seine Mutter gekümmert hatte. Francis hatte ihr immerhin eine Arbeit vermittelt und Arvon dadurch auch ermöglicht, die Schule zu besuchen.

»Aron, wie geht es dir, mein Junge? Du kennst doch John?«

Arvon nickte dem anderen zur Begrüßung kurz zu und er schenkte dem Älteren ein Lächeln. Sie kannten sich aus der Schule und John begleitete ihn hin und wieder auf dem Schulweg. John hatte Arvon mehrmals beigestanden, als Daniel und dessen Kumpane ihm aufgelauert hatten. In der Schule war John allerdings eher mit gleichaltrigen Jungen zusammen.

»Wie geht es deiner Mutter? Bringst du etwas von ihr?«

Francis deutete auf den Korb, den Arvon bei sich trug.

»Danke, Pater, es geht uns gut. Und ja, meine Mutter schickt mich, ein paar Sachen zu bringen.«

Der Geistliche lächelte noch immer, als er Arvon den Korb abnahm und einen Blick unter das sorgfältig darüber gelegte Tuch warf.

»Aaaah«, machte er und schnalzte mit der Zunge. »Wein und Käse. Deine Mutter weiß, wie man einen bescheidenen, alten Mann verwöhnt. Denkst du nicht auch, John?«

John, der bis dahin schweigend dagestanden hatte, nickte. »Sicher, Pater.«

»Nun, Aron, richte deiner Mutter meine besten Grüße aus und sag ihr, dass ich mich sehr freue. Und nun, Jungs, werdet ihr mich entschuldigen, ich habe eine Verabredung mit dieser Flasche hier.«

Er lächelte schelmisch und ließ John und ihn stehen.

Die Sonne war bereits zu einem orangefarbenen Ball geworden, der über dem Abendhimmel von Birmingham unterging und die Dächer der Stadt in goldenes Licht tauchte. Die letzten Strahlen verteilten einen Rest wohliger Wärme, als John durch die Duchess Road schlenderte. Die Pension von Mrs Faulkner, in der sein Bruder Hilary und er lebten, lag nicht weit entfernt, doch

John hatte es nicht eilig, dorthin zu gelangen. Gemeinsam mit Arvon war er vom Oratorium bis zur Beaufort Road flaniert, wo sich ihre Wege getrennt hatten. Er hatte etwas für Arvon übrig und hatte sich ihm auf dem kurzen Stück, das sie spaziert waren, anvertraut. Arvon hatte gemeint, er müsse mit Edith darüber reden und ihr reinen Wein einschenken.

John beobachtete eine Schar Kinder, die auf dem Weg spielten und er blieb einen Moment stehen, um sie zu beobachten. John beneidete sie um die Leichtigkeit, mit der sie umher tollten. Er hätte in diesem kurzen Augenblick zu gerne mit einem von ihnen den Platz getauscht.

*Fünf Jahre*, ging es ihm stattdessen durch den Kopf. Fünf Jahre lagen vor ihm, in denen er Edith nicht allein treffen durfte. Wie sollte er mit ihr darüber sprechen? Sollte er sie heimlich weiter treffen? Er verwarf den Gedanken sofort wieder, für John stand fest, dass er dem Wunsch seines Vormundes entsprechen würde. Seine Mutter hatte Pater Francis auf dem Krankenbett die Vormundschaft für Hilary und ihn übertragen und die Brüder waren von ihrer Mutter zu unbedingtem Gehorsam erzogen worden. Sich Pater Francis' Anordnungen zu widersetzen kam für ihn nicht infrage. Er musste er sich mit dem Gedanken anfreunden, dass er Edith nicht mehr alleine würde sehen können.

Er riss sich vom Anblick der spielenden Kinder los und setzte seinen Weg fort. Arvon hatte recht. Er musste es Edith sagen und in Gedanken spielte er die Situation durch und legte sich seine Worte zurecht. Immerhin hatte der Pater ihm ja nicht *generell* verboten, sie zu sehen oder mit ihr zu sprechen, er hatte lediglich gesagt, er dürfe sie nicht mehr allein treffen.

*Eigentlich halb so wild*, überlegte er, als er auf den Eingang der Pension zu trat. Sicher, fünf Jahre waren lange hin, aber solange sie sich weiter *sehen* konnten, war es nur eine kleine Hürde, die John zu bezwingen hatte. Edith wohnte schließlich mit ihnen in Mrs Faulkner's Pension, so dass es gar nicht vermeidbar war, dass sie sich dort sahen oder trafen. John schwärmte nicht einfach nur für sie, er war überzeugt, dass er Edith eines Tages heiraten würde. Und bis es soweit war, würde er eben nicht mehr alleine mit ihr zu den Lickey Hills spazieren können. Er hielt noch einmal kurz inne, fuhr sich mit der Hand durch das Haar und betrat die Pension.

## Kapitel 6

*Thalas, du bist ein Angsthase. Du warst stets auf deine Schüler bedacht und das schätze ich an dir. Aber du musst loslassen. Eleana ist alt genug. Sie war zwei Jahre lang deine Schülerin. Und davor war sie die Schülerin jedes anderen Ratsmitgliedes. Wir können einschätzen, wozu Eleana fähig ist. Sie wird die Prüfung ablegen. Sie wird erfolgreich sein. Und dann wird sie in den Kreis aufgenommen und in die Welt hinausziehen wie bereits unzählige vor ihr. Und was Cormac und Velibor angeht, redest du von etwas, das vor hundert Jahren war. Bei Velibor sind es hundertdreißig. Die Zeiten waren anders. Es gab zu wenige, die die Voraussetzungen mitbrachten. Das Interesse war verhältnismäßig gering und der Rat war um jeden Anwärter froh, der willig war, die Prüfung abzulegen. Erst durch Artus und seine Tafelrunde wurde das Interesse an der Magie wieder geweckt. Auf einmal konnten wir uns vor Anfragen nicht mehr retten. Und die Prüfungen sind seitdem eben schwerer geworden. Eleana wird es schaffen. Sie ist etwas Besonderes und wenn sie diese Prüfung besteht, wird sie eines Tages meine Nachfolgerin werden. Vielleicht wird sie die Jüngste erste Zauberin in der Gilde sein seit Danja der Jungen. Mach ihr diese Chance nicht durch deine Zweifel zunichte. Sie wird es schaffen. Und sie wird die Prüfung ablegen. Dies ist mein letztes Wort.*

Marleyn

Aus dem Briefwechsel zwischen Thalas und Marleyn

Der Mond schien fahl durch die Bäume, tauchte den See in ein glitzerndes Kaleidoskop verschiedener Farben, die sich auf dem Wasser spiegelten. Sanfte Wogen kräuselten sich an der Oberfläche, Blütenblätter und Laub lagen auf dem Wasser, trieben friedlich in der Brise, die ein leises Rascheln in den umstehenden Bäumen hervorrief. Die Frau schwebte über dem See, ihr langes Gewand bedeckte ihre Füße, die das Wasser nicht berührten. Ein bläulicher Schimmer lag auf dem Wasser, legte sich wie eine magische Aura darüber und tauchte die Nacht in sanftes Licht.

Sie breitete die Hände aus. Die Ärmel ihres weißen Gewandes wurden von den Ellenbogen an bis zu den zarten, feingliedrigen Händen weiter und flatterten im Wind. Um ihren Hals hing eine silberne Kette, in die ein glänzender Stein eingelassen war. Arvon betrachtete die Frau. Der Anblick ihrer blauen Augen fesselte ihn, die wie Saphire leuchteten.

Er verspürte keine Angst. Schon vor Jahren hatte er aufgehört, sich vor der Frau zu fürchten, obwohl er sich noch sehr lebhaft an das Gefühl von Panik erinnern konnte, das ihn bei seinen ersten Begegnungen mit ihr befallen hatte. Doch ihr Lächeln hatte ihn immer mehr in seinen Bann gezogen und ihm Sicherheit gegeben. Irgendwann war Arvon zu der Überzeugung gelangt, dass sie ihm nichts Böses wollte. Noch immer sah er sie an, ohne sich zu regen. Ihr Lächeln. Ihre Haare, die blond, beinahe weiß waren. Sie fielen ihr in sanften Wellen über die Schultern, wie das Wasser des Sees, über dem sie sich befand. Zwei geflochtene Zöpfe umfassten ihre Stirn. Alles an ihr erschien ihm schön

und Arvon fühlte sich in diesem Augenblick wohl und geborgen. Sie hatte ihn oft an seltsame Orte geführt, hatte ihm Städte gezeigt, Wälder, Täler und andere Dinge. Doch an diesem Ort war er zum ersten Mal. Er war ihm unheimlich und wäre die Frau nicht da gewesen, hätte er vielleicht Angst verspürt, inmitten eines Waldes, dessen Bäume so dicht standen, dass nicht mal ein Lichtschimmer von außen hindurch drang. Und mittendrin war die Aussparung mit dem See, der die einzige, wenn auch vage Lichtquelle in diesem Gewirr nächtlicher Schwärze bildete. Sie nickte ihm zu, deutete mit einem ihrer schlanken Finger auf ihn und sagte etwas in dieser ihm fremden, wenngleich seltsam vertraut klingenden Sprache. Er hatte sie oft so reden hören, doch dieses Mal war es nicht wie sonst. Ein Kribbeln breitete sich in ihm aus und ihm war, als zögen sich seine Eingeweide zusammen.

*Sie verzaubert mich*, dachte Arvon unruhig. Wie sie ihren Finger genau auf ihn richtete hatte etwas Anklagendes, Unheimliches, wie er es seit der ersten Begegnung mit ihr nicht mehr gespürt hatte.

»Yr wyf Leandra... Chyar ywar Arvon, Fab y Rodan, mab y brenyan!«

Arvons Nackenhaare richteten sich auf und er bekam eine Gänsehaut. Ein Kloß machte sich in seinem Hals bemerkbar. Er wollte sprechen, etwas erwidern, doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Die Stimme schwoll an, wurde fordernder.

»Yr wyf Leandra... Chyar ywar Arvon, Fab y Rodan, mab y brenyan!«

Kalter Schweiß trat auf Arvons Stirn und seine Hände wurden feucht. Er wusste nicht, warum er auf einmal wieder so fühlte, noch immer war er innerlich überzeugt, dass es keinen Grund zur Furcht gab. Doch er konnte die Gefühle, die ihn übermannten nicht unterdrücken. Es war, als hätte sie ihn mit einem üblen Zauber belegt, der ihm die blanke Angst in die Kehle fahren ließ.

Arvon schluckte mehrmals, versuchte, den Kloß aus seinem Hals zu bekommen und zu sprechen. Er brachte nur ein heiseres Krächzen zustande. Das war doch absurd. Sie hatte so oft mit ihm gesprochen, ohne dass er sie verstanden hat. Und er hatte ihr in seiner Sprache geantwortet. Und hin und wieder hatte sie auch in seiner Sprache mit ihm geredet. Warum tat sie das auf einmal?

»Ich verstehe nicht,« wisperte er kaum hörbar. Sie antwortete nicht. »Ich verstehe nicht«, wiederholte er, diesmal lauter. »Was willst du von mir?«

Er hatte diese Frage in all den Jahren noch nie gestellt, obwohl sie ihm seit ihrer ersten Begegnung auf dem Herzen brannte. Ihre Stimme hallte in den Bäumen wider, übertönte das Rascheln der Blätter im Wind, der an Intensität scheinbar zugenommen hatte.

»Yr wyf Leandra... Chyar ywar Arvon, Fab I Rodan, mab y brenyan!!«

Arvon hatte genug. Er wollte, dass sie aufhörte, dass er aufwachte und wie üblich in seinem Zimmer und in seinem Bett lag, in Sicherheit.

Er erwachte nicht. »Was willst du von mir?? Was erwartest du? Ich bitte dich, in Gottes Namen, hör auf!«

*Bitte, Gott, lass mich aufwachen! Ich will nach Hause.*

Er wachte nicht auf. Langsam, geschmeidig kam sie auf ihn zu. Wie eine Katze, die sich an ihre Beute heranschleicht, um sich dann mit einem finalen

Satz darauf zu stürzen. Nun schnürte echte Panik ihm die Kehle ab. Das war nicht mehr die Frau, die ihm Orte gezeigt hatte, die in ihm ein Gefühl von Sehnsucht hervorgerufen hatten. Das war jemand anders, auch wenn sie aussah wie die Frau, die er kannte. Arvon wollte sich umdrehen, weglaufen, doch seine Beine waren wie angewurzelt.

Sie kam näher. Das Lächeln auf ihrem Gesicht wirkte auf ihn jetzt nicht mehr freundlich und wohlgesonnen, sondern bedrohlich. Er wollte schreien, brachte wieder nur ein heiseres Röcheln zustande, das schließlich in ein leises Schluchzen überging. Die blonde Frau näherte sich, bis sie nur noch eine Armlänge von ihm entfernt war.

»B-bitte...«, stammelte Arvon. Tränen traten in seine Augen, bahnten sich ungehindert einen Weg an seinen Wangen herab. Sie streckte die Hände nach ihm aus. Er ließ sie gewähren.

»B-bitte... Lass mich gehen.«

Sie lächelte. Ihre Hände umfassten Arvons Schultern, warfen ihn zu Boden. Wieder blieb ihm der Schrei im Halse stecken. Die Frau kniete neben ihm. Ihre Hände hielten noch immer seine Schultern umfasst, ihr Gesicht war direkt über seinem. Arvon schloss die Augen, roch den milden Duft von Jasminblüten, der von ihr ausging. Sein Atem ging stoßweise.

Etwas warmes, Weiches berührte seine Stirn. Er öffnete die Augen und sah, dass sie sie küsste. Als sie ihre schmalen Lippen hob und Arvon in die Augen blickte, war die Furcht schlagartig wieder von ihm gewichen.

Wärme stieg in ihm auf, die seinen Körper wie eine dicke Decke einhüllte, obwohl der Wind ihn mit Eiskälte umwehte. Er hatte sich jetzt wieder unter Kontrolle, lag friedlich da. Sie lächelte ihr bezauberndes Lächeln. Alles, was eben bedrohlich gewirkt hatte, war daraus gewichen. Es war ein Lächeln, das Wärme ausstrahlte und Trost spendete. Sie entfernte sich weiter von seinem Gesicht und wandte sich Arvons Brustkorb zu. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er sein Nachthemd trug.

Sie umfasste den Kragen des Hemdes und riss es mit einem Ruck auf. Er ließ es geschehen, sämtlicher Widerstand war verflogen. Es war ohnehin sinnlos. So wie sein Versuch zu schreien nutzlos war. Er würde sich nicht zur Wehr setzen können, egal was die Frau vorhatte. Sie riss sein Hemd bis zum Bauchnabel auf und schlug die einzelnen Hälften behutsam zur Seite. Ihre Hände ruhten auf seiner Brust, vollführten langsame, kreisende Bewegungen dort, wo sich sein Herz befand. Arvon hörte es schlagen. Ruhig, gleichmäßig. Sie stimmte einen melodischen Singsang in der fremden Sprache an und fuhr dabei weiter mit den Händen über seine Brust. Schließlich hörte sie auf.

*Was tut sie?*

Gerade wollte er etwas sagen, als sie ohne Vorwarnung ihre Finger in seinen Brustkorb hinabstieß. Wie ein Pfeil bohrten sie sich in seine Brust. Der Schreckensschrei erstarb in Arvons Kehle und er stellte erstaunt fest, dass er keine Schmerzen hatte und es trat nicht ein Tropfen Blut aus der Stelle. Sie klappte die beiden Hälften behutsam auseinander. Arvon riss die Augen auf, starrte an sich herab auf seinen offengelegten Brustkorb. Die Frau wühlte darin herum wie in der Truhe eines längst vergessenen Piratenkapitäns, in der es verlockende Schätze zu bestaunen gab. Sie griff hinein und holte etwas hervor.

Einen großen, pulsierenden Fleischklumpen...

## Kapitel 7

»Vater!! Vater!!«

Anne stürzte auf das Oberdeck. Robert Brentford Jr. beugte sich gerade mit dem Kapitän des Schiffs – einen alten Seebären namens Arthur Mac Cormick – über eine Karte und sah zu seiner Tochter auf. Ihr Schiff lag vor der Küste Schottlands in der Barrapassage, welche die Western Isles von den inneren Hebrideninseln trennte. Heftiger Wind blies ihnen ins Gesicht, der in dieser Region zu fast jeder Jahreszeit vorherrschte.

»Was ist mit dir, Anne? Fühlst du dich nicht wohl? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.«

Sie deutete mit dem Finger auf eine Stelle im Wasser. »Vater, ich glaube, dort ist jemand im Wasser. Da drüben, seht.«

Robert und Mac Cormick folgten ihrem Blick. »Sie müssen sich irren, Miss Anne, in dieser Gegend leben kaum Menschen und die wenigen, die die Inseln bewohnen, würden den Teufel tun, sich hier ins Wasser zu wagen. Noch dazu bei diesem Wind.«

»Nein, wirklich«, beharrte Anne. »Irgendetwas treibt dort.«

»Ich glaube fast, meine Tochter hat Recht, Captain. Sehen Sie, dort drüben.«

Auch Arthur konzentrierte seinen Blick auf die Stelle. »Nun, ich sehe etwas, zugegeben, aber das könnte alles Mögliche sein, ein stabiler Ast, oder - Allmächtiger, ihr habt recht, da bewegt sich was. In Gottes Namen, wir müssen diese arme Seele aus dem Wasser holen!!«

Anne atmete erleichtert auf. Die Person im Wasser hatte für einen kurzen Moment den Arm gehoben, so dass die beiden Männer es nun deutlich sahen. Mac Cormick rief hastig Anweisungen an die Mannschaft und innerhalb weniger Minuten hatten die Männer ein Beiboot zu Wasser gelassen und waren zu der Stelle gerudert.

Einige Zeit später lag ein junger Mann in Decken gehüllt auf dem Schiff. Anne versuchte, einen Blick auf ihn zu erhaschen, doch es standen zu viele Leute um ihn herum, als dass sie zu ihm hätte gelangen können. Man brachte ihn schließlich in die Kabine des Kapitäns. »Deine Beobachtungsgabe hat diesem armen Teufel das Leben gerettet.«

Sie wandte sich zu ihrem Vater um, der seinen Arm um ihre Schultern legte.

»Wer ist der Mann, Vater? Und was hat er in diesen Gewässern zu suchen?«

Robert nahm sie beiseite, führte sie von den anderen Besatzungsmitgliedern fort.

»Wir haben nichts Genaues erfahren, Anne. Der Bursche ist noch ein Junge, kaum älter als du. Und er redet völlig sinnlos daher. Captain Mac Cormick sagt, es sei der Schock. Ich glaube, dass er damit untertreibt. Sollte er die Fahrt überleben, wird sich ein Arzt um ihn kümmern müssen. Er scheint vollkommen dem Wahnsinn anheimgefallen zu sein.«

*Robert schüttelte mitleidig den Kopf.*

*»Wahnsinn? Wie meinst du das?«*

*Ihr Vater lachte verunsichert. »Genau so, wie ich es sage, Anne... er behauptet, sein Name sei Rodan und er sei der Kronprinz von Ardanien. Sein Vater sei König Cadan und er habe sie wirklich und leibhaftig gesehen, die dunklen Reiter. Was immer das bedeutet ... er ist eindeutig wahnsinnig, Anne. Diese arme Seele kann wahrscheinlich nicht einmal ein Arzt retten. Doch zumindest lebt er, und das verdankt er dir.«*

*Anne merkte ihrem Vater an, dass das nicht alles war. »Irgendwas hältst du zurück. Ich sehe es an der Art, wie deine Mundwinkel zucken. Das tun sie jedes Mal, wenn du etwas verschweigst.«*

*Wieder lachte Robert, diesmal wirkte er jedoch amüsiert. »Dir habe ich noch nie etwas vormachen können, Anne. Deine Mutter hätte es dabei belassen, aber du nicht.«*

*Sie lächelte und stemmte die Hände in die Hüften. »Also, sag, was ist es?«*

*Er zögerte kurz, dann zuckte er resigniert mit den Schultern. »Es ist seine Kleidung. Ich habe solche Kleider noch nie gesehen. Ich weiß nicht, es ist irgendwie beängstigend.«*

*Er sah sich verstohlen um, als fühle er sich beobachtet.*

*»Beängstigend?«*

*»Ich bin nicht sicher. Es ist einfach merkwürdig. Vielleicht liegt das auch an diesen Inseln...«*

*Anne verlor langsam die Geduld.*

*»Nun sag schon, Vater. Du weißt, ich kann es nicht leiden, wenn man mir Informationen vorenthält. Was ist mit diesen Inseln?«*

*Robert sah ihr in die Augen. Schließlich machte er mit der Hand eine wegwerfende Bewegung.*

*»Ach, es sind nur Legenden, Kind, nichts davon ist wahr, verstehst du?«*

*»Wenn da ohnehin nichts dran ist, wird es auch nicht schaden, es mir zu erzählen.«*

*Anne warf ihr Haar zurück und sah ihren Vater eindringlich an, der schließlich sämtlichen Widerstand aufgab.*

*»Es kursieren Gerüchte, dass sich in den Höhlen, die es hier gibt... nun ja, man sagt, es leben dort Geisterwesen, Kobolde und Feen.« Er lachte unsicher. »Wie ich schon sagte, alles nur Märchen der Früheren. Die Bewohner dieser Gegend waren schon immer ein abergläubisches Volk. Das alles ist natürlich Unsinn, und doch... dieser Junge... es könnte einem tatsächlich so vorkommen, als sei er, na ja ... nicht von dieser Welt.«*

*Anne lachte heiter. Sie kannte ihren Vater als Rationalisten und die Tatsache, dass ausgerechnet er von solchen Dingen sprach oder diese vielleicht wirklich in Erwägung zog, war für sie unvorstellbar. Auch Robert fiel in ihr Lachen ein.*

*»Wie gesagt, Anne... alles nur Legenden. Nichts davon ist wahr, vergiss am besten, dass ich es erwähnt habe.«*

*Sie überlegte kurz, beließ es dann dabei und wandte sich zum Gehen.*

*»Anne!« Sie sah sich noch einmal um.*

*»Du hast dem Jungen das Leben gerettet, ich weiß nicht, ob dir das bewusst ist.«*

*Sie lächelte sanft. »Möglicherweise war es so, Vater.«*

*»Wie auch immer, ich möchte, dass du dich um ihn kümmerst. Sollte sich sein Zustand verschlechtern, möchte ich, dass du mir Bescheid gibst, und auch, sobald er aufwacht oder spricht.«*

*Sie nickte ihrem Vater zu und machte einen Knicks. »Wie du wünschst, Vater.«*

*Dann wandte sie sich um und schritt Richtung Mac Cormicks Kabine.*

## Kapitel 8

*Wir haben es geschafft. Sie helfen uns. Ich bin ganz euphorisch. Wir haben überall auf der Welt Magier mobilisiert, die uns bei der Trennung der Welt helfen werden. Ich glaube, letztlich haben unsere Argumente sie überzeugt, denn das Risiko ist hoch, und dass sie uns ausnahmslos Hilfe zugesagt haben ist bemerkenswert. Sicher hat es innerhalb der einzelnen Gilden Proteste und Diskussionen gegeben. Solche Treffen dauern meist nicht nur eine Ewigkeit, sie laufen auch nie ohne Streitereien und Diskussionen ab, das weiß ich nur zu gut. Aber am Ende zählt das Ergebnis, und das Ergebnis ist, dass wir eine neue Heimat bekommen.*

*Eine Heimat, in der Elfen, Zwerge, Menschen, Feen, Gnome, Kobolde, Zauberer und jeder, der es für sich wünscht, ein friedliches Leben führen kann. Eine Welt, nur für uns. Jeder wird frei sein, zu glauben, was er will. Was für ein Erfolg. Nahezu alle in der Gilde haben am Abend ein großes Fest gefeiert. Es war herrlich. Wie früher an Beltane. Oh, wie ich Beltane vermisse. Doch in unserer Heimat wird es wieder Beltane geben. Dort werden wir frei sein. Und die Stimmung am Abend war dementsprechend gut. Selbst Thalás hat ein paar ordentliche Krüge geleert, obwohl er mit Eleana als Zeremonienmeisterin nicht einverstanden ist. Aber er wird sich beruhigen. Eleana ist erwachsen. Sie hat lange genug gelernt. Sie ist soweit und sie wird ihre Sache gut machen. Velibor sagt, Thalás ist ein richtiger Griesgram, wenn es um Eleana geht. Als hätten die beiden Streit. Vielleicht sollte ich mit ihnen reden. Das ist zwar überhaupt nicht meine Stärke, aber es ist nun mal die Last, wenn man die erste Zauberin der Gilde ist. Das gehört zu den unangenehmen Pflichten. Den Frieden wahren. Vielleicht rede ich zuerst mit Eleana. Aber nicht heute, dazu bin ich noch zu euphorisch. Hoffentlich gelingt uns die Organisation dieser gewaltigen Aufgabe, bevor die Christen anfangen, uns zu verfolgen.*

Aus den Aufzeichnungen von Marleyn

Mit blankem Entsetzen stellte Arvon fest, dass die Frau sein Herz in ihren weißen Händen hielt. Er verdrehte benommen die Augen und es fehlte nicht viel, dass er ohnmächtig wurde, doch schließlich brachte er sich zur Vernunft.

*Sei nicht dumm, ermahnte er sich, das ist alles nicht real. Du liegst zuhause in deinem Bett. Du wärst tot, wenn sie dir wirklich dein Herz herausgerissen hätte.*

Der Gedanke tröstete ihn und er sah zu, wie sie sein pulsierendes Herz betrachtete und wieder lächelte.

Sie trat mitsamt dem Herzen zum See. Arvon spürte noch immer keinen Schmerz. Sie tauchte ihre Hände in das Wasser und wusch behutsam das Herz darin. Als sie fertig war, kehrte sie zu ihm zurück und kniete sich neben ihm hin. Sie öffnete das gereinigte Herz und begann, mit zwei Fingern darin herumzuwühlen, als suche sie nach etwas Bestimmtem.

Wieder erschien dieses magische Lächeln auf ihrem Gesicht. Anscheinend hatte sie gefunden, wonach sie suchte. Ihre Finger kamen blutverschmiert zum

Vorschein, zwischen Daumen und Zeigefinger hielt sie einen winzigen Klumpen, nicht größer als eine Rosine und schwarz wie die Kohlen, mit denen sie im Winter die Wohnung heizten. Er konnte den Blick nicht von ihr abwenden, war fasziniert und verwirrt zugleich. Sie betrachtete den Klumpen einige Sekunden lang, warf ihn schließlich achtlos beiseite und wandte sich wieder dem Herzen zu. Sie umfasste es mit beiden Händen und blies auf das schlagende Herz. Aus ihrem Mund trat ein Hauch wie eine dünne Staubwolke, die den Klumpen umschloss und ihn wie funkelnder Nebel umhüllte.

Als sie ihr Werk vollendet hatte, beugte sie sich wieder über ihn und ließ das Herz behutsam in seine Brust zurückgleiten. Sie klappte die geöffneten Brusthälften zu und verschloss seinen Brustkorb, indem sie auch darauf blies und ihn mit dem geheimnisvollen Nebelstaub einhüllte.

Sie trat ein paar Schritte zurück und bedeutete Arvon mit einer Geste, aufzustehen. Er setzte die Handflächen auf dem feuchten Erdboden ab und stützte sich auf, um sich dann, noch etwas benommen, zu erheben. Als er an sich herabsah, stellte er erstaunt fest, dass seine Brust vollkommen verheilt war, so dass nicht einmal eine Narbe zu sehen war. Als hätte sich diese geheimnisvolle Reinigung nie ereignet. Nur sein zerrissenes Nachthemd zeugte von der seltsamen Zeremonie und Arvon bedeckte seine Schultern mit dem herabhängenden Teil des Hemdes. Er fühlte sich gut, wie von einem beklemmenden Gefühl befreit, von dem er bis jetzt nicht einmal geahnt hatte, dass es existierte.

*Was ist geschehen?*

Arvon sah auf. Jedes Gefühl von Furcht hatte ihn verlassen, er fühlte sich frei von Angst und war von einem Gefühl der Freude und Geborgenheit erfüllt.

»Was hast du mit mir gemacht?«

Seine Stimme war fest und sicher. Nichts war mehr von dem ängstlichen Stottern des dreizehnjährigen Jungen von eben darin zurückgeblieben und er sprach so sicher wie bereits in den Jahren zuvor, wenn er von der Frau träumte.

»Was hast du gemacht?«, wiederholte er.

»Yr wyf Leandra. Chiar ywar Arvon, Fab I Rodan, mab y brenyan!«

Arvon schrie überrascht auf. Wie von Zauberhand formten sich die Wörter in seinem Kopf zu einem Satz, wie selbstverständlich erschien die Bedeutung vor seinem inneren Auge und ließ ihn frösteln.

*Ich bin Leandra... Du bist Arvon, der Sohn Rodans, der Sohn des Königs!*

»Nein«, hörte er sich sagen, »nein, das ist nicht richtig, ich bin nicht der Sohn irgendeines Königs.«

»Chiar ywar Arvon, Fab I Rodan, mab y brenyan.«

»Nein, das ist unmöglich. Du irrst dich. Mein König heißt Eduard und ich bin ganz sicher nicht sein Sohn.«

»Chiar ywar an Fab I Rodan, mab y brenyan.«

Ihre Stimme wurde energischer, als dulde sie keinen Widerspruch.

*Du bist der Sohn Rodans, der Sohn des Königs.*

Arvon dachte nach, versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Er musste einen kühlen Kopf bewahren. Was sollte schon passieren, wenn er das Spiel einfach mitspielte und sich darauf einließ? Schließlich war es nur ein Traum und er würde nachher in seinem Bett aufwachen und wieder im realen Leben sein, wo er der Sohn von Anne war und die King Edward's School besuchte. Was machte es, wenn er darauf einging? Er hatte nichts zu verlieren. »Also ist Rodan... ist er mein Vater?«

Sie lächelte, wandte ihm den Rücken zu und ging schließlich fort.

»Warte! Ist Rodan mein Vater? Wer *ist* Rodan? Bitte! Geh nicht weg.«

Sie reagierte nicht auf sein Rufen, ging weiter, bis sie den See erreichte und verschwand schließlich darin.

»Nein!«

Arvon begriff auf einmal gar nichts mehr. Erst versuchte sie ihm einzureden, er sei der Sohn eines Königs, und kaum, dass er sich darauf einließ und auf eine Antwort hoffte, ließ sie ihn stehen...

*Rodans Sohn...*

Die Worte gingen ihm wieder und wieder durch den Kopf.  
*Nein, sie muss zurückkommen. Sie muss es mir sagen, sie muss einfach.*

Arvon eilte zum See.

»Leandra!«

Er starrte in das Wasser, von dessen Oberfläche ihn sein Spiegelbild ansah, eine hämische Maske, die sich über ihn mokierte.

»Leandra! Komm zurück! Das ist nicht gerecht, du musst es mir sagen! Du *musst!*!«

Wut mischte sich in seine Stimme. Er konnte nicht fassen, dass sie einfach gegangen war, ihn wie einen Tölpel hatte stehen lassen, nachdem sie ihn solchen Qualen ausgesetzt hatte. Er beugte sich weiter vor. Da! Da war etwas gewesen. Oder täuschte er sich? War er schon so durcheinander?

»Leandra, ich bitte dich, komm zurück, sag es mir.«

*Der Sohn des Königs*, hallte es in seinem Kopf nach.

»Leandra! Komm zurück. Ich *befehle* es!!«

Wieder meinte er, im Wasser eine Bewegung auszumachen.  
*Sie kommt zurück*, triumphtierte er innerlich und konzentrierte seinen Blick auf das Wasser, betrachtete nachdenklich sein Gesicht. Seine braunen Augen.

Seine wie er fand etwas zu schmalen Augenbrauen. Er fand sich selbst nicht hässlich, im Gegenteil. Zumindest, wenn er das selbst beurteilen konnte. Manchmal wünschte er, er wäre etwas kräftiger gebaut, aber das würde sich mit der Zeit schon geben. Doch an seinem Gesicht fand er eigentlich nichts auszusetzen.

Er betrachtete den dunklen Fleck unter seinem rechten Auge, dessen Farbe langsam in einen gelblichen Ton umschlug.

*Das soll das Gesicht eines Königs sein? Unmöglich...*

Er berührte seine Wange und das winzige Muttermal über seiner Oberlippe. Seinen schmalen, ebenmäßig geformten Mund. Ein Arm schnellte aus dem Wasser hervor, genau dort, wo eben noch der Mund seines Konterfeis war, packte Arvon am Nachthemd und zog ihn ins Wasser, bevor ein Schrei seine Lippen verlassen konnte...

John fand keinen Schlaf. Die ganze Nacht hatte er sich von einer Seite auf die andere und wieder zurückgedreht, bis es ihm zu viel wurde und er setzte sich auf. Das Gespräch mit Edith ging ihm nicht aus dem Kopf. Es war kein schlechtes Gespräch gewesen, wie er fand. Wider Erwarten hatte die neunzehnjährige mit Verständnis auf Pater Francis' Anweisungen reagiert, und sie hatte ihm versichert, dass sie mit der Einschränkung kein Problem habe.

Dennoch hatte John das Gefühl, dass sich die Angelegenheit kniffliger darstellen würde und so hatte er sich bis jetzt im Bett hin und her gewälzt. Mittlerweile mochte es vielleicht drei Uhr in der Früh sein.

»Psst... Hilary! Bist du wach?«

Die Gestalt im Bett gegenüber regte sich nicht.

»Pssst... *Hilary!*!«

Ein Schmatzen ertönte aus dem Bett seines Bruders, doch mehr war aus Hilary nicht herauszubekommen und John stand schließlich auf und schlich zu Hilarys Bett. Er dachte kurz daran, ihn wachzurütteln, entschied sich aber, ihn in Ruhe zu lassen.

John's Magen knurrte und erinnerte ihn daran, dass er seit gestern Mittag nichts gegessen hatte. Weil ihm das Gespräch mit Pater Francis und die anschließende Unterredung mit Edith auf den Magen geschlagen waren, war er ohne Abendessen auf das Zimmer gegangen und hatte sich hingelegt, ohne Schlaf zu finden. Als Hilary schließlich ins Zimmer gekommen war, hatte John getan, als schlafe er bereits. Er schlich zu seinem Bett zurück und nahm die Sachen, die er sorgsam über den Bettpfosten gelegt hatte, zog sich an und tappte barfuß zur Zimmertür. Langsam öffnete er die Tür, um nicht zu viel Lärm zu verursachen, schlüpfte hinaus und zog sie wieder zu, bevor er sich auf dem langen Korridor die Schuhe anzog.

Er tapste den Gang entlang, bis er die Treppe erreichte. Die Stufen knarrten, als John sie hinabstieg und nach jedem Geräusch hielt er kurz inne, um zu hören, ob sich etwas regte. Doch alles blieb ruhig und nichts tat sich in Mrs Faulkner's Pension, in der neben Hilary und John auch Edith mit ihrer Mutter wohnte. John nahm sich Zeit und als er das Erdgeschoss erreichte blieb er ein weiteres Mal stehen und lauschte, ob sich im Gebäude etwas tat. Alles blieb still. Wenige Meter trennten John von der Küche der Pension. So wie er Mrs Faulkner kannte, hatte sie ihm etwas beiseitegestellt für den Fall, dass er doch noch Hunger bekam. Er schlich weiter und erreichte den Raum, in dem Mrs Faulkner zu kochen pflegte. Sie kümmerte sich um alles selbst, vom Essen bis zur Reinigung der Zimmer, sie war wie eine Fee, die überall und nirgendwo zugleich war. Hinter der Küche lag das Zimmer, in dem die Hausgemeinschaft ihre gemeinsamen Essen zu sich nahm, was meist schweigend und in eher düsterer Atmosphäre geschah. Nur die Blicke, die Edith ihm dabei zuwarf, brachten für John etwas Wärme in den Raum. Er sah sich in der Küche um,

doch alles, was er fand, war ein trockenes Stück Brot und etwas Käse.

*Besser als nichts*, dachte John und trat zur gegenüberliegenden Wand, an der an einer Leiste mit Haken Messer hingen. Er nahm sich eines und schnitt sich ein Stück Käse heraus, das er sich ohne Brot sofort in den Mund schob. Er fuhr sich mit der Hand über den Bauch, wobei er ein zufriedenes Grunzen ausstieß. Dann widmete er sich dem Brot und begann, sich auch davon ein Stück abzuschneiden, das er mit Käse belegte. Gerade wollte er herzhaft in seine nächtliche Mahlzeit beißen, als er hinter sich jemanden hörte.

»Was machst du denn da?«

John fuhr erschrocken herum. Edith stand in der Tür zur Küche und grinste. John hatte sein Brot fallen lassen und blickte erst zu Boden, dann zu Edith.

»Mein Gott, Edith, du hast mich erschreckt.«

»Entschuldige. Ich konnte nicht schlafen, und dann habe ich Schritte gehört und mir gedacht, dass der Hunger dich doch noch in die Küche treibt.«

Sie lächelte herzlich und John fühlte sich gleich wieder beflügelt. Er erwiderte ihr Lächeln, während er sich nach seinem Imbiss bückte.

»War klar, dass der Käse auf dem Boden landet.«

Er seufzte übertrieben, reinigte den Käse von Staub und Dreck und sah Edith fest an.

»Und warum kannst du nicht schlafen?«

»Ich würde mal behaupten, aus demselben Grund wie du, oder hast du vielleicht nur schlecht geträumt?«

Er lachte. »Nein, ich habe tatsächlich noch gar nicht geschlafen.«

Er spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss und er errötete. Edith sah betreten zu Boden und sie schwiegen sich einige Sekunden an, bis die Stille beinahe unerträglich wurde.

»Weißt du, John, es gibt da etwas, dass du wissen solltest.«

John merkte, dass was nicht stimmte. Er hatte Edith noch nie stumm erlebt, doch in diesem Augenblick konnte er sehen, wie sie nach den passenden Worten suchte.

»Edith... ich...«

»Nein, John, bitte. Ich muss es loswerden. Ich wusste nicht, wie ich es dir sagen soll, aber nach unserem Gespräch vorhin, da dachte ich, dass es der richtige Zeitpunkt ist, die Angelegenheit zu klären.«

John schwieg. Er hatte keine Ahnung, was Edith ihm erzählen wollte, doch er ahnte, dass es ihm nicht gefallen würde. Schließlich ließ Edith die Bombe platzen. »Meine Mutter und ich werden von hier wegziehen.«

## Kapitel 9

*Die Planungen laufen auf Hochtouren. Alles ist so aufregend. Wir werden unsere eigene Welt abspalten und sie so vor den Augen der Welt verbergen, so dass die Zugänge nicht sichtbar sind. Niemand wird uns finden, der nicht ihre Lage kennt. Sollen die Christen weiter um ihre Welt kämpfen und ihre radikalen Ideen verbreiten. Sie werden uns nicht mehr stören. Man wird vielleicht noch einige Jahre nach uns suchen, nach Angehörigen der anderen Völker. Ich hoffe, sie sind bis dahin alle auf unserer Seite der Portale. So oder so wird man uns vergessen. Eines Tages wird es Riesen, Zwerge, Elfen, Feen und Zauberer nur noch in irgendwelchen alten Sagen und Legenden geben. Doch niemand wird mehr an unsere Existenz glauben. Anders herum werden wir nicht vergessen, dass es eine andere Seite gibt. Wir werden das Wissen bewahren und sogar hinüberwechseln können, um zu sehen, was dort passiert.*

*Bevor ich es vergesse: Ich muss mit den anderen sprechen. Wir sollten Zauber in die Portale einarbeiten. Jemand, der Magie wirken kann, sollte in der Lage sein, die Portale jederzeit zu öffnen. Wenigstens für einen gewissen Zeitraum, der von den Fähigkeiten desjenigen abhängt. Und da ist noch eine Sache: Wir haben zwar beschlossen, dass die Eintritts – und Austrittspunkte fix sind, also jemand, der durch das Britannische Portal geht, auch an einem bestimmten Ort auf der anderen Seite herauskommt und umgekehrt. Aber es wäre praktisch, zumindest den Magiern die Möglichkeit einzuräumen, den Austrittspunkt zu beeinflussen. So könnte er jemanden, der durch ein Portal tritt, nicht am eigentlichen Austrittspunkt, sondern an den Ort bringen, an dem der Magiewirkende sich aufhält. Das dürfte sich als nützlich erweisen. Ich werde die Runen und Sprüche vorbereiten und den anderen diese beiden Vorschläge unterbreiten.*

### Aus den Aufzeichnungen von Marleyn

*Arthur Mac Cormick trat aus seiner Kabine und zog geräuschvoll die Tür hinter sich zu. Anne hielt auf den Kapitän zu und teilte ihm mit, was ihr Vater ihr aufgetragen hatte.*

*»Das ist eine gute Idee, Miss Brentford. Sie können hier unten sicher mehr helfen als an Deck.«*

*Anne ignorierte die Bemerkung. Sie wusste, dass Mac Cormick nicht viel von Frauen an Deck hielt.*

*»Schlimmer als die Gicht«, hörte sie ihn ab und an lästern, wenn er sich mit der Mannschaft unterhielt.*

*»Und in welchem Zustand befindet sich der junge Mann?«, meinte sie gleichgültig. »Ist er ansprechbar?«*

*»Nein, Miss Brentford, er verlor das Bewusstsein, als wir ihn in das Bett legten. Im Übrigen scheint der Bursche... nun... geistig nicht auf der Höhe zu sein. Ich würde fast behaupten, dass kein Arzt der Welt da etwas auszurichten vermag, aber Sie können gerne zu ihm und ihm Gesellschaft leisten.«*

*Er öffnete die Tür und hielt sie ihr auf. Anne raffte ihr Kleid und stieg langsam die drei knarrenden Holzstufen hinab, wobei sie behutsam ins Innere der Kabine spähte. Die nassen Kleider des Jungen lagen über einem Stuhl vor Mac Cormicks Schreibtisch.*

*Auf der anderen Seite stand das Bett, eine alte Pritsche, die auf einem hölzernen Podest lag. Dort lag der Junge, den die Männer aus dem Wasser gefischt hatten. Sein Atem ging langsam und gleichmäßig. Man hatte drei alte Decken über ihm ausgebreitet. Anne trat näher, um sicherzugehen, dass der Junge wirklich schlief, und wandte sich daraufhin den Kleidern zu. Sie troffen vor Nässe, so dass sich bereits eine Pfütze um den Stuhl herum gebildet hatte und Anne schlug die Sachen auseinander, um sie eingehender zu betrachten.*

*Ihr Vater hatte nicht übertrieben. Die Kleider waren mit Brandflecken und Löchern übersät, an mehreren Stellen waren sie versengt oder zerrissen. Anne befühlte den Stoff. Er war aus Leinen gefertigt, wie sie es vorher noch nicht gesehen hatte. Die Ärmel waren weit, die Hose ebenfalls und beides war über und über mit Flecken bedeckt. Anne sah unter den Stuhl, wo ein Paar Stiefel aus braunem Wildleder stand. Sie ähnelten solchen, die Anne im Haus ihrer Eltern mal auf einem alten Bild gesehen hatte. Es hatte auf dem Dachboden vor sich hin gestaubt, bis Anne sich in einem Anfall von Neugier einmal dort hinauf gewagt hatte. Diese hier waren zwar noch immer komplett anders, konnten jedoch zumindest entfernt Ähnlichkeit mit denen auf dem Bild vorweisen.*

*Anne fragte sich zunehmend, woher der junge Mann wohl gekommen war. Sie befühlte die nassen Stiefel, drehte sie in ihren Händen, um sie von allen Seiten zu betrachten. Das Leder war weich und elastisch und Anne vermutete, dass die Stiefel sehr bequem waren. Sie wollte sie gerade wieder an ihren Platz stellen, als sie eine Ausbeulung in einem der Schuhe bemerkte.*

*Anne befühlte das Leder eingehender. Tatsächlich schien der rechte Stiefel am Schaft deutlich dicker zu sein als sein Gegenstück. Anne griff hinein und tastete das Innenfutter ab. Erstaunt stellte sie fest, dass im Inneren des Stiefels ein Knopf saß, der durch eine Schlaufe gesteckt war. Anne tastete langsam weiter. Tatsächlich befand sich neben dem Knopf ein Spalt und Anne versuchte einen Finger hineinzuschieben.*

*Wie es aussah, steckte tatsächlich etwas in der verborgenen Tasche und Anne fummelte mit den Fingern an dem Knopf, bis es ihr gelang, ihn zu öffnen. Sie griff in das Fach und zog ein mit einem Lederband umwickeltes Etwas heraus. Es war ein Fetzen aus Leder, der mehrfach zusammengelegt und mit dem Band eingewickelt war.*

*Anne begann, mit den Fingern das Lederband zu entknoten, unterbrach sich jedoch, als sie hörte, wie der Junge in Mac Cormicks Koje sich unter der Decke regte. Sie wandte sich rasch um und trat näher heran, um ihn zu betrachten. Seine Augen waren geschlossen, doch er wälzte sich hin und her und Anne betrachtete einen Moment lang sein Gesicht. Es war hübsch, wie sie fand, schmal und lang. Schwarze Haare fielen in sanften Wellen von seinem Kopf herab und sammelten sich auf der Pritsche. Anne vermutete, dass sie ihm in etwa bis zu den Schultern gingen. Der Junge war kaum älter als sie selbst, Achtzehn oder Neunzehn, doch in seinem Gesicht spiegelten sich gewaltige Strapazen wider. Über dem rechten Auge bemerkte Anne eine Wunde. Sie erstreckte sich von oberhalb der Augenbraue bis zur Schläfe. Anne fuhr mit*

*ihren Fingern über die Stelle. Im nächsten Moment riss der Junge die Augen auf, seine Hand schnellte wie ein Blitz nach oben und umfasste hart Annes Handgelenk, die vor Schreck spitz aufschrie...*

Anne schreckte auf und sah sich verwirrt um. Sie brauchte einen Moment, bis sie erkannte, dass sie in ihrem Bett lag und geträumt hatte. Sie fasste sich an den Kopf, fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Lange Zeit hatte sie sich nicht mehr an ihre erste Begegnung mit Rodan erinnert. Sie hatte gehofft, ihn endlich aus ihrem Kopf verbannt zu haben. Doch da war er wieder, vor ihrem geistigen Auge. Würde sie ihn je vergessen? Anne seufzte, setzte sich auf und sah sich im Halbdunkel des Raumes um. Sie spielte für einen Moment mit dem Gedanken, sich noch einmal hinzulegen, entschied sich aber dagegen.

*Hat keinen Sinn*, dachte sie und stand langsam auf. Ebenso gut konnte sie Arvon wecken, der immer so unendlich lange brauchte, um morgens wach zu werden. Sie wusch sich und zog sich etwas an, bevor sie in das Zimmer nebenan ging. Arvon regte sich unter seiner Bettdecke und Anne hörte ihn im Schlaf reden. »Warte...« murmelte er und ein breites Grinsen trat auf Annes Lippen. Sie ging zum Bett, um ihn zu wecken, wich jedoch erschrocken einen Schritt zurück, als sie sah, dass seine Augen weit geöffnet waren.

»Arvon?«

»Leandra...«

Sie näherte sich von Neuem, wischte mit ihrer Hand vor seinen Augen. Keine Reaktion. »Arvon... wach auf.«

Anne legte ihre Hand auf Arvons Schulter und versuchte sanft, ihn wachzurütteln. Er reagierte nicht, starrte wie in Trance zur Zimmerdecke.

»Leandra... komm zurück...«

Sie packte ihn mit beiden Händen bei den Schultern, schüttelte ihn heftig.

»Arvon, wach schon auf. Arvon!«

»Ich... *befehle* es!«

Wieder rüttelte Anne an Arvons Schultern. »Verdammt, Arvon, das ist nicht komisch, wach endlich auf, Arvon!!«

Im nächsten Augenblick fing Arvon an, unkontrolliert zu zucken und zu röcheln. Anne ließ von ihm ab und stürzte panisch aus dem Zimmer.

## Kapitel 10

»Arvon...«

Arvon hörte die Stimme, die ihn rief, doch er sah nichts. Die Stimme drang leise an seine Ohren, schien unendlich weit entfernt zu sein. Doch sie kam ihm bekannt vor.

»Arvon...«

Er spürte noch immer das kühle Wasser des Sees auf seinem Gesicht.

*Bin ich tot?*

Doch er beantwortete seine Frage sofort selbst.

*Nein, du Dummkopf... du atmest doch...*

»Arvon...«

Wieder die Stimme. Näher als eben, doch wo kam sie her, mitten im See? Die Stimme... es war die seiner Mutter. Er wollte etwas sagen, doch in dem Moment, als er den Mund öffnete, drang kaltes Wasser hinein und füllte seine Atemwege ... Arvon schreckte hoch, hustete ausgiebig.

»Arvon!!«

Jetzt war die Stimme so klar wie Morgentau und drang glockenhell an seine Ohren. Arvon hustete noch immer. Er war erleichtert, dass nicht noch mehr Wasser in seinen Mund drang. Er merkte, wie zwei Hände ihn an den Schultern fassten und ihn schüttelten.

»Es ist gut, Arvon.«

Seine Mutter drückte ihn an sich und Arvon wurde endlich klar, wo er war. Er war nicht in dem See und er war auch nicht ertrunken. Er war zuhause und seine Mutter war bei ihm. Obwohl ihm das nun klar war, brauchte Arvon noch eine ganze Weile, bis er begriff, dass alles, was er erlebt hatte, nicht real gewesen war.

»Es ist alles in Ordnung«, hörte er Anne sagen, doch je länger sie auf ihn einredete, desto mehr war er vom Gegenteil überzeugt. Schließlich fing Arvon an zu schluchzen und die ersten Tränen rannen seine Wangen hinab, hinterließen einen feuchten Fleck auf dem Nachthemd seiner Mutter.

»Es ist gut... du hast geträumt, Arvon. Nur geträumt. Beruhige dich, ich bin ja bei dir.«

Seine Mutter umfasste sein Gesicht mit ihren Händen und zwang Arvon, sie anzusehen. Seine letzten Zweifel schwanden. Er war zuhause, und sie war da. Endlich zwang er sich zu einem ersten Lächeln.

»Mama...«

»Ja, ich bin hier, Arvon, und es ist alles gut. Wenn du wüsstest, wie sehr du mich erschreckt hast.«

Auch ihre Augen waren nun feucht und wenige Augenblicke später weinte auch sie. Sie drückte Arvon erneut an sich und sie verweilten so, bis er sich langsam aus der Umarmung befreite. Sein Blick fiel auf den Blecheimer, der neben seiner Mutter auf dem Boden lag. Also hatte sie ihm das Wasser ins Gesicht geschüttet. Kein See, in dem er ertrank, sondern ein Eimer voll Wasser.

Arvon atmete erleichtert auf. Er hatte nur geräumt. Dieses Mal war es so real gewesen... so intensiv wie schon lange nicht mehr.

»Wie spät ist es?«, fragte er, um irgendetwas zu sagen. »Das ist alles, was dich beschäftigt?«

Sie schüttelte den Kopf und stieß ein kurzes Lachen aus, wobei sie sich über die feuchten Augen wischte.

»Es ist vier Uhr.«

Arvon ließ den Kopf sinken.

»Dann musst du gleich los?«

Anne nickte. Sie fing jeden Morgen um fünf Uhr im Hause der Stones an und Mr Stone war ein echter Disziplinfanatiker. Unpünktlichkeit konnte er nicht ausstehen. Und die Tatsache, dass er ihr gestattete, mit Arvon in ihrer eigenen Wohnung zu wohnen, hatte im Gegenzug für sie den Nachteil, dass Mr Stone sehr penibel darauf achtete, wann sie in seinem Haus eintraf.

»Ja, Schatz, ich muss gleich los. Aber vielleicht kann ich am Nachmittag etwas eher kommen, wenn Louisa und Mr Stone mitspielen.«

Arvon war sich im Klaren darüber, dass Mr Stone niemals mitspielen würde und dass seine Mutter es nur so gesagt hatte. Aber zumindest war er zufrieden damit, dass sie es ihm wenigstens in Aussicht stellte. Er nickte müde.

»Gut«, sagte sie und stand auf, »ich werde sehen, was ich tun kann. Du solltest auch aufstehen.«

Arvon lächelte verhalten. *Als ob ich es wage, noch einmal einzuschlafen...*

»Und leg mir dein Nachthemd über den Stuhl. Ich möchte zu gerne wissen, wie du das im Schlaf geschafft hast.«

Arvon schluckte und sah an sich herab. Sein Nachthemd war bis zum Bauchnabel in zwei Hälften zerrissen...

## Kapitel 11

*Beide Vorschläge haben den Rat der zwölf ohne Widerspruch passiert. Magier werden in Zukunft jederzeit in der Lage sein, zwischen den Welten zu wechseln, alle übrigen müssen auf Samhain warten, wenn ihnen nicht irgendwelche anderen Möglichkeiten gegeben werden. Außerdem können wir jemanden gezielt an unserem Standort ankommen lassen. Die Runen und Sprüche sind bereits eingearbeitet.*

*Auch die Nachrichten an die anderen Gilden sind rausgegangen. Alles geht seinen Gang. Selbst Thalás hat meinen Vorschlägen vorbehaltlos zugestimmt. Was seltsam ist, denn er versucht seit einer Woche, mich davon zu überzeugen, nicht Eleana als Zeremonienmeisterin für unsere Gilde zu wählen. Vielleicht gönnt er ihr nicht, dass sie ihre Aufnahme mit einem so bedeutsamen Ritual initiieren soll. Obwohl das keinen rechten Sinn ergibt, immerhin ist sie die letzten zwei Jahre seine Schülerin gewesen und es sollte ihn mit Stolz erfüllen, dass sie eine so immense Aufgabe erhält.*

*Man wächst mit den Herausforderungen, und wenn Eleana diese meistert, wird sie den Respekt erlangen, den sie verdient. Den wir alle verdienen. Diese Welt der Christen hat schon lange keinen Platz mehr für weibliche Stärke. Dank mir ist das Interesse der Frauen an der Magie wieder gestiegen. Und Eleana wird beweisen, dass eine Zauberin, die erfolgreich ist, keine Ausnahme darstellt. Eleana ist unsere beste Schülerin.*

*Thalás will vielleicht mal meinen Platz als erster Zauberer einnehmen. Das wäre sein gutes Recht, er ist ein fähiger Magier, sonst wäre er nicht meine Nummer zwei geworden. Aber ich will, dass eine Frau die erste Zauberin bleibt. Und diese Frau wird Eleana sein. Sie hat so viel Talent, wie ich damals. Und sie ist sogar noch jünger, als ich es war. Sie könnte eine Legende werden. Das Ritual wird ihr den nötigen Respekt und den Rückhalt der ganzen Gilde sichern. Niemand wird meine Entscheidung anzweifeln, wenn ich eines Tages Eleana als erste Zauberin etablieren will. Ich bin zuversichtlich, dass alles klappt.*

Aus den Aufzeichnungen von Marleyn

»Mrs Brentford, Sie sind spät.«

Sir John Benjamin Stone Jr. erwartete Anne im Garten seines Anwesens und blickte auf eine goldene Taschenuhr, die an einer Kette im Knopfloch seines Fracks hing. Er hatte von seinem Vater - der ebenfalls Benjamin hieß - bereits in früher Kindheit die Bedeutung von Disziplin lernen müssen. Und er war darauf geeicht, selbst in allen Lagen des Lebens vollkommene Ordnung zu wahren und diese auch vorzuleben.

Und so, wie er sich selbst jegliche Disziplinlosigkeit verbat, duldete er sie auch bei anderen nicht, was in speziellem Maße für seine Angestellten galt.

Benjamin Stone war überzeugt, dass jeder Mensch sein Leben in geordnete Bahnen lenken konnte und dass jeder erfolgreich zu sein *vermochte*, wenn er nur diszipliniert genug war. Saufbolde und Schläger, die, wie er fand, zu Recht

am Rande der Gesellschaft lebten, waren einfach nicht imstande, sich zur Ordnung zu rufen. Und das war es auch, was ihnen ihren Status quo als Arme Lumpen einbrachte, die sie nun mal waren. Sie waren schwach, und was schwach war, musste Platz machen für die Starken.

Er sah herrisch auf Anne herab, die mit rotem Gesicht den Weg zum Haus entlang kam und wenige Meter vor ihm stehen blieb.

»Es tut mir aufrichtig leid, Mister Stone. Es... ich...«

»Drücken Sie sich präzise aus, Mrs Brentford, ich habe schließlich nicht den ganzen Tag Zeit.«

Seine Unterbrechung war so barsch und unfreundlich wie er sie beabsichtigt hatte und Stone sah zufrieden, wie Anne kurz schluckte und sichtbar versuchte, sich zu sammeln.

»Bitte verzeihen Sie, Mister Stone, mein Sohn hat schlecht geträumt und ich konnte ihn kaum beruhigen.«

»Träume sind Schäume, Mrs Brentford. Wenn Sie mich fragen, sind das Ausreden, um von Ihren eigenen Unzulänglichkeiten abzulenken. Ich sage Ihnen etwas, Mrs Brentford. Ich habe eingewilligt, die Kosten, die üblicherweise für Unterkunft und Verpflegung anfallen als zusätzliches Salär an Sie auszuzahlen und einen Teil davon in die Schulbildung Ihres Sohnes zu investieren. Wissen Sie überhaupt, wie gut Sie es haben? Es ist ein Privileg, dass Ihr Sohn die King Edward's School besucht. Ich selbst bin dort zur Schule gegangen. Ihnen ist doch sicher klar, dass ich Ihrer Bitte in vollem Umfang entsprochen habe und das, obwohl dies allem widerspricht, was in unserer Gesellschaft üblich ist. Aber wenn Sie mir noch einen weiteren Grund geben, an Ihrer Zuverlässigkeit und Ihrer Dankbarkeit mir gegenüber zu zweifeln...«

Er hob drohend den Zeigefinger und presste die Lippen aufeinander, wobei sein weißer Schnauzbart gefährlich zitterte.

Sie wurde kreidebleich, als er den Rest seiner Drohung in der Luft hängen ließ und beeilte sich, sich zu verbeugen.

»Natürlich Mister Stone, ich verspreche Ihnen, dass es bestimmt nicht erneut vorkommt. Vielen Dank, dass Sie noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen. Es tut mir wirklich aufrichtig leid.«

Benjamin Stone liebte es, wenn die Leute ihre Stellung im Leben anerkannten und die Überlegenheit der herrschenden Klasse bedingungslos akzeptierten. Er zwirbelte seinen Bart und gab für einen Moment vor, als dächte er angestrengt darüber nach, es dabei zu belassen. Wieder etwas, was er gerne tat. Dem Hund einen Brocken hinwerfen, an dem er sich verbeißen konnte, um ihm schließlich die Keule wegzunehmen, die hinter ihm lag. Er betrachtete Anne geringschätzig, atmete tief aus und verkündete das Ergebnis seiner geistigen Anstrengung.

»Nun, Mrs Brentford, ich schätze Ihre Arbeit sehr, und ich war eben *wirklich* im Zwiestreit mit mir, ob ich nicht dieses Mal über Ihre Unzulänglichkeit hinwegsehen soll...« Er machte eine theatralische Pause. »Jedoch muss ich nach reiflicher Überlegung sagen, dass ich das beim besten Willen nicht kann. Ich bin Ihnen in jeder nur erdenklichen Hinsicht entgegengekommen. Außerdem bezahle ich Sie überaus großzügig, und ich

gehe doch davon aus, dass ich für mein Geld auch ein bestimmtes Maß an Disziplin erwarten darf. Oder sehen Sie das anders, Mrs Brentford?»

Sie schüttelte den Kopf und senkte den Blick, aus ihrem Mund war ein eingeschüchtertes Nuscheln zu vernehmen. Ein weiteres Zeichen der Schwäche, auf das Benjamin Stone sich wie ein Aasgeier stürzte.

»Wie bitte, Mrs Brentford?«

Sie hob langsam den Kopf und er sah mit großer Genugtuung, wie ihre Unterlippe zitterte.

»Nein, Mister Stone.«

»Aha. Sie stimmen also zu, dass ich gar nicht umhinkomme, Sie zumindest in irgendeiner Form zu bestrafen... und deshalb ziehe ich Ihnen für den heutigen Tag den Lohn ab. Ich hoffe, Sie legen in Zukunft ein disziplinierteres Auftreten an den Tag.«

Er verkniff sich ein schadenfrohes Grinsen, als er sah, wie sie erneut schluckte und ihr Gesicht noch eine Nuance blasser wurde.

»Ja, Mister Stone, ich verstehe. Ich werde in Zukunft darauf achten, pünktlich zu sein.«

»Gut. Ich nehme an, Sie haben ihre Lektion gelernt, Mrs Brentford. Gehen Sie ins Haus und helfen Sie Miss Flynn.«

Anne knickte. »Sofort, Mister Stone, Sir.«

Dann eilte sie mit gesenktem Blick an ihm vorbei und trat ins Haus. Benjamin Stone sah ihr zufrieden lächelnd hinterher.

»Guten Morgen, Anne. Ich hoffe, der General war nicht zu streng?«

Louisa Maria Flynn lächelte einnehmend. ‚*Der General*‘ war ihr Spitzname für Mister Stone, wegen dessen Hang zu Disziplin und Ordnung. Natürlich nur hinter vorgehaltener Hand. Anne war gerade nicht in der Stimmung für ihren gutgelaunten Ton.

»Du hast ja keine Vorstellung. Dass er mich nicht gleich hinausgeworfen hat, ist ein Wunder.«

Ihre Freundin lachte auf. »Ein Wunder? Glaubst du? Beim General gibt es kein Wunder, Anne. Alles ist durchdacht. Fünf Minuten vor fünf stand er draußen im Garten und hat auf seine Uhr geschaut. Jede Wette, er wusste da schon längst, wie er dich bestrafen will, falls du zu spät kommst. Die Tatsache, dass er dich nicht hinausgeworfen hat, sichert ihm über lange Zeit deine Dankbarkeit und Ergebenheit, und das ist genau das, was der Alte will. Die Menschen daran erinnern, was sie ihm zu verdanken haben...«

»Ja, wahrscheinlich hast du Recht. Und dann hat er auch noch vorgegeben, er müsste ernsthaft darüber nachdenken, ob er mich so davonkommen lässt. Eine Farce, sag ich dir. Jedenfalls hat er erreicht, dass ich heute einen Tag unbezahlt für ihn schufteln darf. Und dann hat er es auch noch so hingestellt, als verdiene dieses Urteil meinen ergebensten Dank.«

Louisa sog Luft durch ihre Zähne und sah Anne mitleidig an.

»Den ganzen Tag ohne Lohn? Wegen zehn Minuten? Das ist doch nicht

gerecht, Anne. Mister Stone ist ein Tyrann.«

»Natürlich ist es nicht gerecht«, zischte Anne ungehalten, »aber er bezahlt nun mal die Schulausbildung für meinen Sohn. Und außerdem zahlt er ja wirklich einen ordentlichen Lohn.«

Den letzten Satz hatte sie schon wieder in deutlich versöhnlicherem Tonfall ausgesprochen und ihr Ärger über Mister Stone verflog bereits wieder.

»Wie kam es überhaupt dazu? Du bist sonst überpünktlich.«  
Louisa beugte sich vor und stützte ihre Ellenbogen auf dem Tisch ab, während Anne sich ihre Schürze umband. Sie war froh über die Gelegenheit, mit jemandem zu sprechen.

»Es ist Arvon... ich... ich glaube, er ist krank.«

Der Ausdruck auf Louisas Gesicht wurde weich und kummervoll.

»Krank? Ich hoffe nichts Ernstes. Er ist so ein lieber Junge.«

»Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht einmal, aber irgendwas ist anders mit ihm, und das nicht erst seit heute. Er war immer sonderbar, aber heute Morgen, da...«

Sie stockte. Sollte sie alles preisgeben? Sicher, Louisa war ihre Freundin und ihre Sorge schien aufrichtig zu sein...

Als hätte sie die Gründe für Annes Skepsis erraten, legte Louisa ihre Hand auf Annes Schulter und drückte sanft zu.

»Anne, du kannst mir alles erzählen. Ich bin keine Klatschbase, das weißt du. Du kannst auf meine Verschwiegenheit zählen«, versicherte ihre Freundin, und Anne fasste sich ein Herz und erzählte ihr die Geschichte. Louisa lachte erleichtert auf.

»Das ist alles? Er hat schlecht geträumt, Anne, mach dir deswegen keine Gedanken.«

»Nein, das ist es nicht... nicht nur... er hat auch nicht einfach geträumt...«

Wieder hielt sie inne. Wie viel sollte sie preisgeben und welche Konsequenzen konnte es haben, wenn Louisa sich verplapperte? Sie holte noch einmal tief Luft.

»Ich bitte dich, Louisa, kein Wort zu niemandem, versprich es mir.«

Nachdem sie ihrer Freundin das Versprechen abgenommen hatte, fuhr sie mit ihrer Erzählung fort.

»Es war nicht irgendein Traum, Louisa. Sein Nachthemd war zerrissen, ich habe keine Ahnung, wie er das geschafft hat. Und seine Augen waren geöffnet. Richtig aufgerissen. Als hätte er gar nicht geschlafen.«

»Sie waren geöffnet?«

Anne nickte. »Und er hat geredet, wirres Zeug, aber ich habe einen Namen verstanden. Leandra, glaube ich.«

»Leandra? Vielleicht ist er ja verliebt?«

Louisa kicherte, wahrscheinlich um Annes Stimmung etwas aufzulockern, doch Anne war nicht danach zumute.

»Als er zu zucken anfang, habe ich einen Eimer Wasser geholt und ihm ins

Gesicht geschüttet. Es war gespenstisch, glaub mir, du warst nicht dabei. Als er wach war und sich beruhigt hat, habe ich ihm gesagt, er soll mir später sein Nachthemd auf den Stuhl legen. Als er es gesehen hat, ist er ohnmächtig geworden.«

»Ohnmächtig?« Louisa stemmte die Hände in ihre Hüften und machte ein empörtes Gesicht. »Also wenn das kein Grund ist, der eine Verspätung rechtfertigt, was dann? Hast du das dem General gesagt?«

Anne riss panisch die Augen auf. »Um Gottes willen, *nein*.«

Sie packte Louisa bei den Schultern.

»Weißt du, was er sagen würde? Er würde behaupten, mein Sohn wäre verrückt, oder vom Teufel besessen oder was weiß ich? Das konnte ich ihm auf keinen Fall erzählen. Und du hast versprochen, nichts zu sagen, Louisa.«

Sie sah ihre Freundin eindringlich an, die abwehrend die Hände hob. »Keine Sorge, meine Lippen sind versiegelt. Wie ein Grab.«

Anne beruhigte sich wieder. Bisher hatte sie sich auf Louisas Wort immer verlassen können.

»Und wie geht es ihm jetzt? Ist er etwa alleine?«

»Gott bewahre, nein, ich hätte ihn doch so nicht alleingelassen. Ich habe Mrs Doyle geweckt und sie gebeten, kurz bei ihm zu bleiben. Dann war ich bei ihrer Tochter Elizabeth. Mrs Doyle und ihr Mann haben vormittags meistens zu tun, deshalb ist Elizabeth jetzt bei ihm. Von dort bin ich direkt hierher. Der Umweg hat Zeit gekostet und deshalb war ich zu spät. Na ja, den freien Nachmittag kann ich jetzt natürlich vergessen.«

Zu ihrer Überraschung bot Louisa ihr an, Annes Arbeiten am Nachmittag mit zu erledigen.

»Das würdest du tun?«, fragte Anne dankbar.

»Natürlich, Anne. Der alte Mister Stone ist heute bei einer Ratssitzung in der Stadt und wird bis zum Abend fort sein. Er wird gar nicht bemerken, wenn du nachher weg bist. Und da er dich ohnehin nicht bezahlt, ist es wohl nur gerecht.«

Sie zwinkerte Anne zu.

»Aber was ist mit Mrs Stone? Sie wird doch sicher hier sein.«

»Lass Mrs Stone mal meine Sorge sein, ich werde ihr das schon beibringen. Sie wird dem General nichts davon sagen.« Sie zwinkerte erneut frech und Anne lächelte verhalten.

»Also gut, ich überlasse es dir. Du weißt hoffentlich, was du tust.«

»Mach dir keine Sorgen, wirklich. Ich bin lange genug bei den Stones, ich weiß, welche Hebel ich bei Mrs Stone umlegen muss. Und jetzt Schluss damit, die Sache ist abgemacht, hilf mir lieber, das Frühstück vorzubereiten, Mrs Stone wird sicher bald aufstehen.«

## Kapitel 12

*Es ist nicht, wie du denkst, Marleyn. Ich halte Eleana sehr wohl für fähig. Doch warum sollte sie es nicht zur ersten Zauberin schaffen, wenn sie eine leichtere Prüfung ablegt? Du bist erste Zauberin geworden und du hast selbst gesagt, deine Prüfung war unkompliziert. Vielleicht willst du nicht, dass jemand mit so viel Talent mal deinen Platz einnimmt? Die Jahre an Artus Hof haben dich arrogant gemacht, Marleyn. Dir hat die Zauberei zweifellos ihre neue Blütezeit zu verdanken. Wir waren deine glühenden Verehrer, ich selbst war der Glühendste. Diese Jahre des Erfolges sind dir zu Kopf gestiegen. Camelot ist Geschichte, doch du hängst noch an deinen romantischen Vorstellungen. Du bist hochnäsiger. Du willst nicht, dass Eleana die jüngste erste Zauberin seit Danja wird. Ich glaube, du willst genau das verhindern.*

*Thalas*

Aus dem Briefwechsel zwischen Thalas und Marleyn

Arvon langweilte sich. Er hörte Mrs Doyles Tochter Elizabeth, die sich in der Küche Tee bereitete und ärgerte sich darüber, dass er beim Anblick seines Nachthemds so unbeherrscht gewesen war. Das hatte ihm den Tag verdorben, denn nun war er hier gefangen, und Elizabeth würde den Teufel tun, ihn aufstehen oder gar rausgehen zu lassen. Dabei wäre er gern in die Schule gegangen. Ein verpasster Schultag wegen einer Ohnmacht, als müsste er dafür bestraft werden, dass er schlecht geträumt hatte. Wieder könnte er sich selbst ohrfeigen. Warum hatte er sich so erschreckt? Das war weibisch und für einen Jungen nicht angemessen.

Immerhin gab es für alles eine logische Erklärung. Er hatte einen Albtraum und sich im Schlaf das Hemd zerrissen. Solche Dinge passierten, das war kein Grund, ihn gleich in Quarantäne zu stecken und dann noch eine Wache abzustellen, die aufpasste, dass er das Bett nicht verließ.

»Pffff«, machte Arvon. Er richtete sich auf und sah sehnsüchtig aus dem Fenster. Dort war die Ladywood Road, so nah und doch so fern. Zeitungsjungen rannten, ihre Extrablätter in den Himmel reckend durch die Straße und verkündeten, dass es vor einigen Tagen eine schwere Explosion irgendwo in Sibirien gegeben hatte. Ihre Stimmen überschlugen sich dabei, der eine sprach von einer gewaltigen Explosion, ein anderer von sieben, andere riefen etwas von umgeknickten und entwurzelten Bäumen im Umkreis von mehreren Meilen. Zweifellos Neuigkeiten, doch in diesem Moment waren sie Arvon egal. Er kam sich vor wie ein Gefangener. Elizabeth kam aus der Küche und steckte den Kopf herein.

»Oh, du bist wach«, sagte sie und Arvon wurde erneut klar, dass er hier irgendwie raus musste. In die Schule, oder wenigstens zu Mister Pearsson in den Buchladen, irgendetwas musste er tun, sonst würde er hier Zugrundegehen.

Elizabeth schlürfte von ihrem Tee und ließ sich auf einem Stuhl neben dem

Bett nieder. Arvon spürte ihren Blick auf sich.

»Hast du gehört, was passiert ist?«

Arvon rollte unmerklich mit den Augen. »Lassen sie mich raten, Miss Elizabeth...«

»Oh, Elizabeth reicht völlig.«

Sie ließ ein strahlendes Lächeln sehen, das Arvon mit Schulterzucken quittierte.

»Wie auch immer, *Miss Elizabeth*«, stellte Arvon seinen Unmut zur Schau, doch Elizabeth schien sich nicht aus dem Konzept bringen zu lassen.

»Ist auch egal, Junge. Hast du von dieser gewaltigen Explosion gehört? Sie nennen es das Tunguska - Ereignis.«

Er grinste schelmisch. Das konnte sie sein. Seine Chance, auszubrechen und der Isolationshaft zu entkommen. Der Strohalm war direkt auf ihn gerichtet, Arvon brauchte nichts weiter tun als zugreifen.

»Ja, schon, Miss Elizabeth, aber ich verstehe die ganze Aufregung deswegen nicht.«

»Was verstehst du denn nicht, Arvon? Das ist eine schlimme Sache, man sagt, dass das Licht noch in dreihundert Meilen Entfernung gesehen wurde.«

»Ja, schon, Miss Elizabeth, aber sind bei dieser Explosion denn Menschen gestorben?«

»Soweit ich weiß nicht. Gott sei es gedankt.«

»Und genau das verstehe ich nicht, Miss Elizabeth. Jeden Tag passieren auf der Welt so viele Dinge, bei denen unzählige Menschen sterben. Darüber sollte man berichten, nicht über ein paar umgeknickte Bäume.«

Elizabeth lachte, sodass ihr Tee überschwappte und sie strich eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht, die sich über ihr Auge gelegt hatte.

»Ach, Arvon... natürlich hast du recht. Bislang gibt es keine Anzeichen darauf, dass dort jemand getötet wurde, aber das Ereignis selbst ist doch bemerkenswert. Niemand weiß, wie es zu dieser Explosion kam. Und dass dabei keiner zu Tode gekommen ist, liegt vermutlich nur daran, dass dort nicht viele Menschen leben.«

»Aah«, machte Arvon, »aber soll das heißen, dass dieses riesige Gebiet praktisch unbewohnt ist? Wie kann das sein? Ich meine, hier bei uns gibt es kein so großes Gebiet, ohne dass dort ein ganzer Haufen Menschen lebt. Wenigstens Dörfer muss es doch geben.«

»Ja, schon. Aber weißt du, das kommt daher, dass England ziemlich klein ist und sich die Menschen daher nicht so weitläufig verteilen können, verglichen mit der Größe Russlands. Das Land ist so enorm, dass in manchen Regionen nur eine Handvoll Menschen leben und die nächsten dann erst wieder dreißig oder vierzig Meilen weiter. Besonders in einer so ungastlichen Region wie Sibirien.«

Arvon war das alles egal, doch irgendwie musste er sich mit Elizabeth Gutstellen. Vielleicht ließ sie sich ja überzeugen, wenigstens mit ihm nach draußen zu gehen. »Miss Elizabeth?«

»Ja, Schatz?«

»Sagen Sie, wie groß ist dieses Sibirien?«

Elizabeth atmete lautstark aus. »Nun, ziemlich groß, weißt du?«

»Ja, aber wie groß *genau*?«

Elizabeth schien zu merken, dass Arvon nicht nachlassen würde. »Ich glaube, Russland ist mit den dazugehörigen Gebieten der größte Staat oder so, ganz genau weiß ich es leider nicht.«

Arvon tat, als dächte er angestrengt nach, während Elizabeth einen weiteren Schluck von ihrem Tee trank. Er wusste, er hatte sie weich geklopft. Nun musste er nur noch einen finalen Stoß anbringen, um sein Ziel zu erreichen.

»Elizabeth?«

Sie lächelte ihn an, sichtlich erfreut, dass Arvon nun doch das für sie lästige *Miss* wegließ.

»Was ist, Schatz?«

»Ach, ich würde nur *wirklich* zu gerne wissen, wie groß dieses Sibirien denn nun ist... Sie haben nicht vielleicht eine Karte, oder?«

Er machte runde Augen und Elizabeth wich seinem Blick aus und sah zu Boden, für Arvon das Zeichen, auf das er gewartet hatte. Er würde sich auf diese Regung stürzen wie ein Tiger, der seine Beute in die Enge getrieben hatte.

»Ähm, nein, leider nicht, Arvon, ich wünschte, ich hätte eine. Ich weiß ehrlich gesagt nicht einmal, wo es eine geben könnte. Tut mir leid.«

Arvon schenkte Annes Freundin ein strahlendes Lächeln. »Ist schon gut, Elizabeth, *ich* weiß, wo es Karten gibt... Mister Pearsson hat eine ganze Menge alter Karten in seinem Laden. In der Beaufort Road. Wir könnten hingehen und dort nachsehen.«

Sie räusperte sich und sah kurz zur Tür, als hoffe sie, sie würde aufschwingen und seine Mutter würde früher von der Arbeit zurückkehren. Doch das würde nicht passieren, wie Arvon wusste und was er noch wusste, war, dass er Elizabeth jetzt genau da hatte, wo er sie haben wollte.

»Also, ähm, Arvon, du weißt doch... ich habe deiner Mutter gesagt, dass ich hier auf dich aufpasse, bis sie von der Arbeit zurückkehrt, und ich glaube nicht, dass es eine gute Idee ist...«

»Oh bitte, Miss Elizabeth, *bitte*, nur eine halbe Stunde«, unterbrach er sie und sah sie erneut aus großen Augen an.

»Also gut, aber nicht lange, hast du verstanden?« Erneut ließ Arvon ein strahlendes Lächeln sehen. »Verstanden.«

Als Arvon und Elizabeth die Buchhandlung in der Beaufort Road betraten, war Henry Pearsson gerade dabei, eine neue Lieferung einzusortieren. Der Waliser hatte das Geschäft von seinem Vater übernommen, wie Arvon wusste. Dessen Augen hatten mit der Zeit nachgelassen und er hatte sich daher vor einigen Jahren aus dem Geschäft zurückgezogen.

Das Ordnungssystem, das er seinem Sohn dabei hinterlassen hatte, war eine

Wissenschaft für sich. Henry hatte es Arvon mal erklärt. Der alte Pearsson hatte demnach die Angewohnheit, die Bücher nach Genre und Erscheinungsdatum zu ordnen und hatte dafür seinerzeit diverse Beschriftungen an die einzelnen Regale angebracht. Das hatte den Vorteil, dass neuere und dementsprechend häufiger nachgefragte Werke sich in greifbarer Nähe direkt im Regal hinter der Ladentheke befanden.

Allerdings gab es Nachteile. So musste Henry einen Großteil seines Warenbestands neu sortieren und umstellen, sobald neue Lieferungen eintrafen, sodass aus der ursprünglichen Ordnung immer wieder chaotische Zustände resultierten. Regale wurden dann komplett ausgeräumt, mit neuen Beschriftungen versehen und mit aktuellen Büchern bestückt. Die älteren Werke, die Henry nicht verkauft hatte, stapelten sich indes in einer Ecke seines Ladens, wo sie einem langsamen und steten Verfall ausgesetzt waren.

Elizabeth schien von der Zahl der vielen Bücher und Schriften regelrecht erschlagen und Arvon konnte sich ein weiteres Grinsen nicht verkneifen, als er sie immer wieder verstohlen aus den Augenwinkeln musterte. Im Gegensatz zu ihr kannte Arvon so ziemlich jeden Winkel des Geschäfts und fühlte sich in der bedrückenden Enge der Holzregale pudelwohl. Er wandte sich direkt Henry Pearsson zu, der mit dem Rücken zu ihnen stand und einen Stapel neuer Bücher in den Händen hielt, während er murmelnd die Regale betrachtete.

»1900 bis 1905... 1905 bis 1908... hmm, Abenteuer... dann kommt dieses hier... nach da oben... und der hier raus...«

Arvon räusperte sich.

»Oh, sei mir gegrüßt, Arvon«, sagte der Waliser, nachdem er sich umgedreht und ihn erkannt hatte. »Bist du nicht in der Schule? Willst wohl lieber ein wenig lesen, nicht wahr? Du findest dich ja zurecht. Aber lass dich nicht erwischen. Deine Mutter dreht mir den Hals um, wenn... oh, du bist in Begleitung.«

»Guten Tag, Mister Pearsson. Das ist Elizabeth Doyle. Sie ist eine Freundin meiner Mutter. Zur Schule brauch ich heute nicht, wissen Sie.«

»Ah ja«, machte Pearsson und sein Blick glitt zu Elizabeth, die die Regale mit den Büchern betrachtete.

»Sehr erfreut, Miss Doyle, willkommen in meinem bescheidenen Geschäft.«

»Die Freude ist ganz meinerseits, Mister Pearsson. Sie haben ja unzählige Bücher hier. Ein regelrechtes Eldorado der Literatur«, stellte sie bewundernd fest, und Henry lachte amüsiert auf.

»Das hier? Aber das ist doch nicht viel, Miss Doyle. Nur einige bescheidene Werke von Autoren aus aller Welt. Suchen Sie denn etwas Bestimmtes?«

»Nein, nein, Mister Pearsson«, beeilte Arvon sich, zu sagen, »ich würde gerne, wenn Sie erlauben, einfach nur ein bisschen stöbern.« Liz hob argwöhnisch eine Augenbraue. »Ach wirklich, Arvon? Wolltest du nicht eben noch nach einer Karte suchen?«

»Aach, das ist doch nicht wichtig, Miss Elizabeth. Sehen sie, wie viele Bücher es hier gibt. Es gibt so viel zu entdecken, wen interessieren da irgendwelche Linien auf einer Karte?«

»Mir scheint, unser junger Freund hat Sie um den Finger gewickelt, Miss

Doyle«, lachte Henry. »Glauben sie mir, ich weiß, wie das ist. Da Sie doch nun einmal hier sind, lassen Sie dem Jungen seine Freude und machen Sie mir ebenfalls eine, indem Sie eine Tasse Tee mit mir trinken, während Arvon sich etwas austobt.«

Er zwinkerte ihr zu und Elizabeth, der Henry durchaus zu gefallen schien, errötete leicht.

»Also gut«, willigte sie lächelnd ein. »Diese Runde gewinnst du, Arvon.«

Sie wandte sich dem Händler wieder zu.

»Ich nehme Ihre freundliche Einladung gerne an, Mister Pearsson.«

»Oh, bitte, Miss Doyle, nennen sie mich einfach Henry.«

Sie errötete noch mehr. »In Ordnung, Mister... Henry... aber nur, wenn sie Elizabeth zu mir sagen.«

»Mit dem größten Vergnügen, Elizabeth. Bitte, kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer, da können wir gemütlich sitzen und uns unterhalten.«

## Kapitel 13

*Magiergilden: Magiergilden sind mächtige Verbände von Zauberern. Eine der bekanntesten Magiergilden ist die Gilde Britanniens, die sich vor der Zeit von König Artus zu einem Bund zusammengeschlossen hat und der ägyptischen und der byzantinischen Gilde schnell den Rang abgelaufen hat.*

*Bei dieser bedeutungsvollen Gründung wurden keine Unterschiede bei der Herkunft der Zauberer gemacht. Schotten wurden ebenso aufgenommen wie Pikten oder Waliser, obwohl die Völker zu Artus Zeit untereinander zerstritten waren. Durch den Einfluss der britannischen Magiergilde konnte Artus das Reich schließlich einen und den Frieden herstellen. Jede Gilde hat einen obersten Rat von zwölf Magiern. Dieser Rat bildet das Herzstück jeder Gilde und jeder angehende Magier lernt zwei volle Jahre bei jedem Ratsmitglied, bevor er zu seiner abschließenden Prüfung zugelassen wird. Manche Magier schaffen es auch ohne diese reguläre Ausbildung in den Kreis einer Gilde und dort zu einem angesehenen Mitglied, beispielsweise indem sie von einem Mentor in die Kunst eingewiesen werden. Ganz wenigen ist es vergönnt, sich im Selbststudium zu einem fähigen Magus zu entwickeln. Diese Ausnahmetalente besitzen eine hohe magische Energie und sind von Natur aus hochbegabt. Die bekanntesten Zauberer, die nicht in einer Gilde gelernt haben sind Darian der Rote, Kelvin der Pikte und Marleyn Carmarthen, die der Zauberei durch ihr Wirken an König Artus' Hof zu einer neuen Blütezeit verhalf. Marleyn führte seit ihrer Zeit am Hofe Camelots die Magiergilde Britanniens, bis zu deren Auflösung im Jahr 90 nach Spaltung.*

Encyclopedia Ardanica

Als Anne am späten Nachmittag nach Hause kam, fand sie das Haus verlassen vor. Sie klopfte bei den Doyles, doch auch Elizabeth' Mutter konnte ihr nicht sagen, wo die beiden sich befanden.

»Ich war sicher, sie sind zuhause geblieben«, antwortete sie auf die Frage, wohin Liz mit Arvon gegangen sein könnte. Anne runzelte die Stirn. Elizabeth hatte ihr versprochen, zuhause auf Arvon aufzupassen, bis sie von den Stones zurückkam. Sie wäre doch nicht einfach mit ihm weggegangen.

»Nun machen sie sich keine Sorgen, Anne«, versuchte Mrs Doyle sie zu beruhigen. »Wenn es etwas Schlimmes wäre, hätte Elizabeth mir das gesagt. Wahrscheinlich sind sie nur spazieren. Manchmal ist es beengend, wenn man den ganzen Tag untätig zuhause sitzt, und Arvon ist so aufgeweckt, er hat es sicher nicht ausgehalten, im Bett zu liegen. Bestimmt werden sie bald zurück sein.«

Anne zwang sich zu einem Lächeln und nickte. »Ja, Sie haben vermutlich Recht, Mrs Doyle. Danke, dass Sie heute Morgen bei Arvon geblieben sind.«

Ihre Vermieterin hob abwehrend die Hände. »Ich bitte Sie, Anne, das war doch selbstverständlich. Es hat überhaupt keine Umstände bereitet.«

Anne nickte noch einmal dankbar und wandte sich zum Gehen. Obwohl sie versucht hatte, es sich nicht anmerken zu lassen, war Anne nicht wirklich

beruhigt. Sie kannte Elizabeth und sie konnte sich sonst immer auf sie verlassen. Sie hätte ihr Versprechen nicht gebrochen, wenn es nicht einen guten Grund gegeben hätte. Vielleicht hatte sich Arvons Zustand verschlechtert und sie war gezwungen gewesen, Dr Munroe zu Rate zu ziehen. Anne setzte sich in die Küche und überlegte, was sie tun sollte. Sollte sie hinausgehen und nach ihnen suchen? Oder besser warten? Immerhin konnte es tatsächlich sein, dass sie einfach nur an die frische Luft gegangen waren. Andererseits war mit Arvon seit einiger Zeit etwas nicht in Ordnung. Als Mutter merkte man, wenn mit seinem Kind etwas nicht stimmt, und bei Arvon war es deutlich zu spüren. Er veränderte sich zusehends. Anfangs hatte sie es nicht ernst genommen. Er war ein Kind und sie dachte, das sei normal und mit der Zeit würde sich alles wieder legen. Doch das hatte es nicht und der heutige Morgen war der vorläufige Höhepunkt.

Erst waren es nur Träume gewesen, wie sie bei jedem Jungen vorkamen. Irgendwann waren Stimmungsschwankungen dazu gekommen. An manchen Tagen wachte er auf und schien der glücklichste Mensch auf der Welt zu sein, fröhlich und aufgeweckt und voll Energie. An anderen Tagen war er nachdenklich und verschlossen, redete nur wenig und beschränkte sich auf einsilbige Antworten, wenn sie versuchte, ihm etwas zu entlocken. Dann wieder war er gereizt und launisch oder schien sich bei jedem Wort gleich angegriffen zu fühlen...

Nein, irgendwas ging mit ihm vor sich und Anne kam sich dabei vollkommen hilflos vor, denn was ihn auch beschäftigte, er behielt es für sich. Die Prügelei vor zwei Tagen - nicht die erste, wie sie vermutete - war auch eines dieser Produkte eines sich verschlechternden Zustandes.

*Er braucht einen Vater, sagte eine Stimme in ihrem Kopf. Er hat nicht ohne Grund davon angefangen, als er vorgestern von der Schule kam.*

Natürlich war es schwer für einen Jungen, ohne Vater aufzuwachsen. Anne hatte in all den Jahren immer gedacht, er käme damit zurecht, zumindest schien es so, doch jetzt sah es aus, als sei dies ein Trugschluss gewesen. Vielleicht sollte sie Rodan endgültig vergessen und versuchen, einen anderen Mann kennenzulernen, der für Arvon die Rolle des Vaters einnahm. Vielleicht würde es ihm dann besser gehen...

*Rodan*, hallte es in ihrem Kopf. Sie verfluchte innerlich den Tag, an dem sie auf diesem Schiffsdeck gestanden hatte, ein siebzehnjähriges Mädchen, das von ihrem Vater mit Liebe überschüttet wurde und mit ihm reisen durfte. Ihr fiel ein, dass sie in der vergangenen Nacht von jenem schicksalhaften Tag geträumt hatte, an dem sie diesen Jungen im Wasser hatte treiben sehen. Es war schon merkwürdig. Nie zuvor hatte sie diese Ereignisse im Traum noch einmal durchlebt. Sie hatte oft daran gedacht, aber nie davon geträumt. Anne versank erneut in Gedanken an den Tag, der ihr Leben für immer verändern sollte. Sie war wieder auf dem Schiff in der Kapitänskabine...

*Der Fremde sah sie aus aufgerissenen Augen an. »Fy Arvón! Mae caeil e gall.«*

*Anne wich erschrocken zurück, ihr Handgelenk schmerzte und sie hatte*

*keine Ahnung, was der Junge von sich gegeben hatte, der schließlich erneut das Bewusstsein verlor. Anne zog die Hand zurück, als die Umklammerung schwächer wurde und rieb sich das schmerzende Handgelenk. Sie trat einen Schritt von der Koje zurück und bückte sich nach dem gefalteten Stück Leder. Kaum hatte Anne sich wieder aufgerichtet, flog die Tür zur Kabine auf. Ihr Vater stand im Rahmen, Arthur Mac Cormick lugte ihm über die Schulter. Anne versteckte rasch das Leder hinter ihrem Rücken.*

*»Ist alles in Ordnung, Anne? Wir haben einen Schrei gehört.«*

*»Verzeiht, wenn ich euch erschreckt habe, ich bin ausgerutscht und auf meine Hand gefallen.«*

*Mac Cormick verzog grimmig das Gesicht und murmelte leise irgendeinen Fluch – wahrscheinlich einen, der mit Frauen zu tun hatte – bevor er wieder aus der Tür verschwand. Annes Vater spähte in die Kabine. Erst als er merkte, dass der Junge noch immer ohne Bewusstsein war, schien er beruhigt.*

*»Ich dachte schon, dieser Kerl hätte dich belästigt.«*

*»Nein, Vater«, versuchte Anne, ihn zu beruhigen.*

*»Es ist nichts dergleichen, ich habe mich nur erschrocken, als ich hingefallen bin.«*

*Endlose Sekunden verstrichen, in denen Robert sie prüfend musterte, bevor er mit den Schultern zuckte.*

*»Du musst in Zukunft besser aufpassen«, meinte er tadelnd. »Deine Mutter würde dir verbieten, mich je wieder auf einer Reise zu begleiten, solltest du dich verletzen.«*

*Anne lächelte. Sie konnte sich nur zu lebhaft vorstellen, wie ihre überfürsorgliche Mutter reagieren würde, sollte sie sich tatsächlich jemals verletzen. Sie sah in Gedanken bereits den vorwurfsvollen Blick, den sie Robert zuwerfen würde.*

*»Du hast zugelassen, dass unser kleines Mädchen sich die Hand bricht? Das ist zu viel. Mein Herz macht diese Strapazen nicht mehr mit. Wenn ich es nicht besser wüsste, ich würde glauben, ihr wollt mich umbringen.«*

*Dann würde sie, einer Ohnmacht nah, ihren Handrücken an die Stirn pressen.*

*»Oh, Robert. Versprich mir, dass du Anne nie wieder solchen Gefahren aussetzt. Ein Mädchen in ihrem Alter gehört nicht auf ein Schiff...«*

*Anne grinste, während sie den Gedanken wieder abschüttelte. »In Ordnung, ich werde besser auf mich Achtgeben.«*

*Robert nickte zufrieden, bevor er sich umwandte und wieder an Deck verschwand. Anne atmete erleichtert auf. Sie sah sich noch einmal nach dem Jungen um, der reglos auf der Koje lag. Dann holte sie hinter dem Rücken das Stück Leder hervor, nahm behutsam die feuchten Kleider von dem Stuhl und setzte sich, ohne sich darum zu kümmern, dass ihr Kleid nun ebenfalls feucht wurde. Sie zog den Stuhl heran, legte das Leder vor sich auf den Tisch und betrachtete es neugierig. An der längsten Seite mochte es vielleicht fünf Zoll messen, allerdings war es mehrfach zusammengelegt, sodass Anne vermutete, dass es mindestens dreimal so groß war, wenn es auseinandergeschlagen war. Vorsichtig umfasste sie das dünne Lederband, mit dem das sonderbare*

*Päckchen eingewickelt war, bohrte den Fingernagel etwas hinein, um besser Halt zu bekommen, und versuchte, den Knoten zu lockern. Sie benötigte mehrere Anläufe, bis es ihr gelang, das durchnässte Leder an einem Ende zu lösen.*

*Nach weiteren Versuchen, bei denen, von Flüchen gefolgt, einer ihrer Nägel einriss, schaffte sie es endlich, den Knoten zu lösen. »Ha!«, machte sie triumphierend, bevor sie sich ihren Fingernagel ansah. Dann faltete sie vorsichtig das Stück Leder auseinander und breitete es auf dem Schreibtisch aus. Sie war erstaunt, wie groß es in Wirklichkeit war, bestimmt fünfzehn Zoll maß es in der Länge und in der Breite etwa zwölf Zoll. Dabei war das Leder so dünn, dass es selbst zusammengefaltet nicht einmal so dick wie ihr Zeigefinger war. Es erinnerte Anne an eine kleine Flagge, nur aus dünnem, weichem Leder.*

*Anne begann, es eingehender zu studieren. Sie erkannte feine, unterbrochene Linien, die dem Anschein nach mit einer glühenden Nadel oder etwas ähnlichem in das Leder gebrannt worden waren. Anne wusste zunächst nichts damit anzufangen, doch schließlich begriff sie, woran das lag. Es lag verkehrt herum. Sie drehte das Leder einmal im Kreis.*

*Oben in der Mitte prangte eine Art Wappen. Es sah aus wie ein Löwe, der auf den Hinterbeinen stand. Eine Pranke hatte er wie zum Schlag gehoben. Darüber befand sich das Bild einer Schwertlilie.*

*Was für ein sonderbares Bild, dachte Anne. Direkt unter dem Wappenbild waren Schriftzeichen eingebrannt. Anne betrachtete die Zeichen, doch sie konnte sich beim besten Willen nicht erklären, was sie bedeuteten. Sie ließ den Blick weiter über das Leder fahren. Unterhalb des Bildes sah sie weitere Schriftzeichen und als sie genauer hinsah, erkannte Anne, was es war.*

*»Ein Stammbaum«, murmelte sie erstaunt. Sie konnte die Namen und die Jahreszahlen deutlich erkennen. Im Gegensatz zur Kopfzeile waren die Namen nicht in der sonderbaren Runenschrift verfasst.*

*57 – 126 n.S.... das ist 1800 Jahre her... und was bedeutet n.S.?*

*Anne kam aus dem Staunen kaum heraus. Verwundert murmelte sie die Namen vor sich her.*

*»Calandran von Cardal und Arya... Arman... Amanas... Inar... was in Gottes Namen sind das bloß für seltsame Namen?«*

*Ihr Blick glitt zu den letzten Einträgen.*

*»Rian... Cedil... Alatar... Thrain... Cadan...«*

*Anne erschrak so heftig, dass sie zurücktaumelte und tatsächlich beinahe mitsamt dem Stuhl umgefallen wäre. Sie wandte sich um und betrachtete den Jungen, der friedlich in der Koje schlief.*

*Das ist unmöglich, versuchte sie, sich zur Vernunft zu rufen, vollkommen absurd.*

*Sie beugte sich noch einmal vor und sah sich die Stelle auf dem Leder an. Cadan und Joanna von Iskandria, und der Name ihrer gemeinsamen Söhne: Rodan und Trystan. Das war unmöglich, es konnte doch gar nicht wahr sein. Wieder und wieder las sie die Namen, bis die Buchstaben vor ihrem geistigen Auge zum Leben erwachten und einen höhnischen Tanz aufzuführen schienen. Rodan und Trystan.*

Sei vernünftig, Anne, *schalt sie sich selbst*. Vater sagte zwar, dass er sich Rodan genannt hat, aber das muss ja nicht heißen, dass er derjenige ist, der auf dieser Ahnentafel steht. Er hat dieses Stück Leder irgendwo gefunden, wahrscheinlich sogar gestohlen. Er hat die Namen gelesen und sich eben Rodan genannt, als er an Deck gebracht wurde, um seine Identität zu verschleiern. Ganz einfach.

*Sie beruhigte sich allmählich wieder und lachte kurz über ihre eigene Unvernunft. Als sie hinter sich ein Rascheln hörte, faltete sie das Stück Leder schnell wieder zusammen und versteckte es unter ihrem Kleid. Sie wandte sich um und sah, dass der Junge aufgewacht war...*

Anne schreckte auf. Ihr wurde bewusst, dass sie wieder geträumt hatte, und sie spitzte die Ohren. Ein Geräusch hatte sie aus ihren Gedanken gerissen. Da war es wieder, das fröhliche Glucksen, das so typisch für Elizabeth war. Anne atmete erleichtert auf.

Wenn Liz zurück war, und auch noch so gutgelaunt, dann konnte es Arvon ja nicht schlecht gehen. Anne sprang auf und lief zur Haustür. Als sie öffnete, sah sie Elizabeth, die - immer noch lachend - auf den schmalen Pfad zum Haus trat. Sie hatte sich bei einem adrett aussehenden Herrn untergehakt, unter dessen schwarzem Bowler ein paar blonde Haarsträhnen hervorlugten. Arvon trottete hinter ihnen her.

»Mister Pearsson?« Henry und Elizabeth sahen zeitgleich auf. Elizabeth strahlte sie regelrecht an.

»Du kennst diesen charmanten Herrn also. Und du hast nie in Erwägung gezogen, ihn mir vorzustellen?«

»Mrs Brentford...«, grüßte Henry, wobei er kurz seinen Hut anhob.

»Ihr wart im Buchladen.« Es war eine Feststellung und obwohl Anne eher überrascht als wütend war, errötete Elizabeth und Henry sah sich genötigt, das Wort zu ergreifen.

»Erwischt, Mrs Brentford. Sie sind hoffentlich nicht sauer, dass es so spät geworden ist. Falls doch, lassen Sie mich Ihnen versichern, dass es allein meine Schuld ist. Ich konnte Miss Doyle einfach nicht mehr gehen lassen.«

Annes Freundin gluckste fröhlich und errötete noch etwas mehr. »Mister Pearsson hier ist ein echter Gentleman, findest du nicht auch, Anne?«

»Unbedingt«, lachte Anne und bat Arvon, der sich an den beiden vorbeigemogelt hatte, ins Haus zu gehen.

»Ist euch etwas aufgefallen?«, fragte sie, als er im Innern verschwunden war.

»Ach was«, winkte Liz ab. »Er war ziemlich aufgeweckt, hat mich in eine Diskussion verwickelt, nur um zu erreichen, dass ich mit ihm in den Buchladen gehe.«

Sie warf Henry einen Blick von der Seite zu, der sich offensichtlich wohl in seiner Haut fühlte. »Eigentlich bin ich darüber ganz froh«, fügte sie hinzu, wobei sie Anne frech zuzwinkerte, die sich schließlich grinsend von den beiden

verabschiedete. Sie ging ins Haus und schloss die Tür hinter sich. Sollte Liz ihren Augenblick mit Henry in Ruhe genießen. Arvon erschien im Flur und sah sie schuldbewusst an. Anne versuchte, ein strenges Gesicht aufzusetzen, doch sie konnte ihm nie lange böse sein, weshalb ihr das gründlich misslang.

»Du hattest wohl einen angenehmen Tag im Buchladen, was?«, fragte sie daher nur und stemmte die Hände in die Hüften. Arvon blickte betreten zu Boden.

»Tut mir leid, dass du dir Sorgen gemacht hast. Wir wollten wirklich nur kurz hingehen. Aber Mister Pearsson wollte Miss Elizabeth einfach nicht mehr gehen lassen.«

»Soso, Mister Pearsson also, ja? Lass mich raten, du hast sicher vehement protestiert und wolltest unbedingt nach Hause, nicht wahr?«

Arvon errötete. Er wich ihrem Blick aus. »Naja,« begann er, »*schon* ein bisschen...«

Anne lachte und sah ihren Sohn liebevoll an. »Geh schon, ab mit dir in die Küche, ich mach uns gleich etwas zu essen.«

Er trottete davon, und kurz darauf öffnete sich die Haustür und Elizabeth kam rein. Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sich mit dem Rücken gegen die Tür lehnte.

»Was für ein höflicher Mann...«

Anne grinste breit. »Mein Gott, du wirst ja richtig rot, Liz. Was ist los? Hat Mister Pearsson dir etwa den Kopf verdreht?«

Ihre Freundin sah kurz zur Decke auf. »Er ist ein sehr freundlicher Mann, Anne, wohlerzogen, höflich und weltgewandt. Du hättest ihn mir wirklich einmal vorstellen können.«

Anne spürte ihren tadelnden Blick auf sich und hob abwehrend die Hände.

»Wirklich, Liz, ich kenne Mister Pearsson nur oberflächlich, mit ihm gesprochen habe ich immer nur das Nötigste. Er wirkte auf mich eher verschlossen. Hätte ich geahnt, er könnte dir gefallen...«

»Ist schon gut, Anne. Letzten Endes ist es ja Arvons Verdienst, dass ich endlich jemanden kennengelernt habe, der mir gefällt. Meine Eltern werden tausend Dankesgebete sprechen, wenn sie das hören.«

Sie zwinkerte Anne zu, die den Wink nur zu gut verstand. Die Doyles waren der Grund, warum Elizabeth sich eine eigene Bleibe gesucht hatte. Sie hatte deren ständiges Genörgel nicht länger ertragen, mit dem sie Liz ständig daran erinnerten, dass sie noch bei ihnen lebte und dass sie als alte Jungfer enden würde, wenn sie nicht bald einen Mann fand. Anne konnte sich lebhaft vorstellen, wie sie die Nachricht eines möglichen Kandidaten aufnehmen würden. Sie grinste.

»Ich werde am besten sofort zu ihnen hinaufgehen.«

»Warte«, sagte Anne, als Elizabeth gerade die Treppe nach oben laufen wollte. »Dir ist wirklich nichts aufgefallen?«

»An Arvon?« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, wirklich nicht. Naja, ich habe irgendwann nicht mehr auf ihn geachtet, er war ja auch ganz normal. Er hat den

ganzen Tag in Büchern gelesen, bis Henry den Laden abgeschlossen und uns hierher zurückbegleitet hat.«

»Henry?« Anne kicherte. Elizabeth Gesicht wurde noch roter und sie sah verschämt zu Boden. »Mister Pearsson, meine ich.«

Anne sah sie spöttisch an. »Nun geh schon rauf und verkünde deinen Eltern, dass die Welt sich *doch* dreht.«

Ein Lächeln erschien auf Elizabeth' Gesicht und sie lief, das Kleid an den Seiten hochraffend, die Treppen hinauf, wobei sie - absolut nicht damenhaft - zwei Stufen gleichzeitig nahm. Anne sah ihr lächelnd nach, bevor sie kopfschüttelnd in die Küche ging.

## Kapitel 14

*Thalas hat sich verändert in letzter Zeit. Cormac hat mich angesprochen. Er sagt, dass Thalas hinter meinem Rücken über mich redet. Ich werde ihm ein paar ernste Takte dazu sagen müssen. Ich bin die erste Zauberin. Und er ist meine Nummer zwei. Meine, wohlgemerkt. Ich habe ihn zur Nummer zwei gemacht, weil er deutlich jünger ist als die anderen. Und weil er gut ist. Seine Fähigkeiten sind sehr stark. Ich möchte nur ungern auf ihn verzichten. Aber wenn er so weiter macht, werde ich ihn degradieren und jemand anderen zum zweiten Zauberer ernennen. Das würde ihn sicher kränken, aber eine andere Möglichkeit sehe ich nicht, ihn in die Schranken zu weisen. Ich weiß nicht, warum er sich dermaßen einsetzt... man könnte fast meinen, er macht sich Sorgen um Eleana. Andererseits... vielleicht ist es ja genau das...*

Aus den Aufzeichnungen von Marleyn

Arvon betrachtete Leandra, die mit ihrer Hand Wasser aus dem See schöpfte und davon trank. Ihr weißes Gewand spannte leicht, schmiegte sich an ihren schlanken Körper, als sie sich herab beugte und eine weitere Handvoll Wasser schöpfte. Sie wandte sich ihm zu. Ein Lächeln trat auf ihre Lippen, als Arvon auf sie zutrat und von dem Wasser trank. Es war sauber und klar, schmeckte süß und frisch.

»Beth am fy ne'ahad?«, hörte er sich selbst fragen und war dabei noch nicht einmal sonderlich überrascht, dass er die Frage nach seinem Vater in ihrer Sprache stellte. Er war ruhig und wartete geduldig ab, ob Leandra etwas erwidern würde, doch wie schon beim letzten Mal wandte sie sich wortlos um und schritt davon. Sie verschwand diesmal jedoch nicht im See, sondern bahnte sich einen Weg zwischen den Bäumen hindurch.

Arvon dachte kurz daran, ihr nachzurufen, doch bevor er eine Entscheidung fällen konnte, drehte sie sich zu ihm um und bedeutete ihm, ihr zu folgen. Schweigend blickte er ihr einige Sekunden lang nach und setzte sich schließlich in Bewegung. Er folgte Leandra, bis sie einen Kreis aus Steinen erreichte. Er kannte den Ort. Sie hatte ihm den Kreis schon einmal gezeigt und Arvon wusste nun auch, was für ein Ort das war.

*Ein Cromlech.*

Leandra hielt inne und hob an, eine Beschwörung zu murmeln, dieselbe, die Arvon schon beim letzten Mal gehört hatte. Staub wirbelte auf, drehte sich in einer Art Strudel, wurde schneller, bis schließlich eine Art Projektion über dem Steinkreis erschien. Es war dasselbe Gesicht, das Arvon schon beim letzten Mal schemenhaft wahrgenommen hatte. Wieder fiel ihm die Narbe über dem rechten Auge auf. Ja, das war es. Die Narbe war ein zu markantes Zeichen, als dass er sie hätte vergessen können. Er musterte das Bildnis. Die Haare waren schwarz, etwas länger als schulterlang. Sein Blick blieb an den Augen hängen, die ebenso dunkel wie seine eigenen waren.

»Du hast seine Augen«, sagte Leandra, als hätte sie seine Gedanken gelesen und womöglich hatte sie das auch. Ja, Arvon erkannte es. Er konnte sich nicht

von dem Gesicht losreißen, das wie eine Wolke über dem See hing und es kam ihm vor, als blicke sein Vater ihn direkt an, als lächelte er ihm sogar zu.

»Kann... kann er mich sehen?«, fragte er, ohne seinen Blick abzuwenden. Leandra schüttelte den Kopf.

»Es ist nur eine Illusion. Nicht real.«

»Rodan«, murmelte Arvon...

»Ech' tad.«

*Dein Vater.*

Die Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, sie hallten in seinen Ohren nach wie ein Echo in den Bergen und Arvon wandte sich wieder Leandra zu. »Wo ist er?«

Arvon war selbst erstaunt, wie ruhig und besonnen er sprach. Nicht mal ein Anflug von Wut oder Ärger schlichen sich in seine Stimme, obwohl er allen Grund hatte, wütend zu sein. Wütend auf den Mann, der in den mehr als dreizehn Jahren seines Lebens nicht ein einziges Mal aufgetaucht war und nach ihm gefragt hatte. Dennoch sprach Arvon gelassen, beinahe liebevoll über seinen Vater. Leandra schlug die Augen nieder.

»Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Seine Spur hat sich vor langer Zeit verloren.«

Ihre Stimme verriet Trauer, und eine weitere Frage brannte ihm auf der Seele, eine Frage, die er nie vorher gestellt hatte.

»Aber was willst du von *mir*? Was soll ich tun?«

Leandra machte eine kurze Handbewegung und das Bildnis fiel in sich zusammen.

»Nein, warte!!«, rief Arvon, doch das Bild war bereits wieder verschwunden. »Warum hast du das getan?«

Wut mischte sich in Arvons Stimme, brodelte in ihm wie Magma in einem Vulkan und für einen kurzen Moment drohte er die Kontrolle über sich zu verlieren. Leandra lächelte nachsichtig. »Es war nur eine Illusion, Arvon. Nur eine Illusion.«

Arvon fuhr sich frustriert mit der Hand durch das Haar, versuchte zu begreifen, was hier passierte. Da war er gewesen. Sein Vater. Vor seinen Augen, und sie hatte ihn ihm einfach wieder weggenommen, Illusion hin oder her. Leandra kümmerte sich nicht um ihn. Sie hob ihre Arme und murmelte eine weitere Beschwörungsformel.

Erneut wirbelte Staub auf und fügte sich zu einem Gebilde zusammen. Arvon bemerkte ein helles Leuchten in der Mitte des Steinkreises. Er versuchte sich abzuwenden, doch es war fast unmöglich, dem Drang, hinzusehen, zu widerstehen. Das Licht war weiß und klar, wie der Schnee auf einem Berggipfel, doch Arvon konnte nicht erkennen, was es darstellte. Er spürte Leandras Blick auf sich. Das Lächeln in ihrem schönen Gesicht war verschwunden. Arvon schloss die Augen. Er würde einfach nicht hinsehen, bis sie ihm noch einmal seinen Vater zeigte. Leandra verlor offensichtlich die Geduld, ihre Stimme klang kühl und bestimmt.

»Agor'ech ilgaid.«

*Öffne deine Augen.*

Arvon stellte zu seinem Entsetzen fest, dass er die Kontrolle über seinen Körper zu verlieren drohte. Seine Augen wollten sich mit einem Mal gegen seinen Willen öffnen und egal, wie sehr er versuchte dagegen anzukämpfen, er spürte, dass er nicht lange würde widerstehen können.

»Edrych yn!«

*Sieh hin!*

Arvon konnte nicht mehr. So sehr er sich anstrengte, seine Augen gehorchten ihm nicht, versagten ihren Dienst wie ein Trupp Deserteure, der dem Krieg den Rücken kehrte. Er spürte förmlich, wie seine Lider sich eines nach dem anderen öffneten, Spalt um Spalt, Stück für Stück, bis sie schließlich geöffnet waren und Arvon sah, was dort im Steinkreis erschienen war...

## Kapitel 15

*Der Junge sah sie an. Anne trat näher an Mac Cormicks Koje heran und lächelte warm, doch sein Blick schien durch sie hindurch zu gehen. Er war voller Furcht und Sorge.*

*»Es ist alles in Ordnung«, versuchte sie, ihn zu beruhigen, doch in seinen Augen sah sie nur Trauer und aus seinem Blick las sie, dass für ihn rein gar nichts in Ordnung zu sein schien.*

*»Kannst du mich verstehen?«, fragte sie, wobei sie jede Silbe einzeln betonte. Der Junge nickte verängstigt. »Ich habe sie gesehen.«*

*Seine Stimme war leise, kaum mehr als ein heiseres Flüstern, doch Anne hatte es dennoch verstanden.*

*»Ich verstehe nicht, wer sind sie?«, antwortete sie freundlich und Anne sah, wie seine Hände zu zittern begannen.*

*»Ich habe sie gesehen«, stammelte er heiser, »die Reiter... die sieben Reiter, ich habe sie gesehen!!«*

*Große Schrecken spiegelten sich in seinen aufgerissenen Augen wider. Anne beugte sich, einem inneren Impuls folgend, über ihn und ergriff seine Hand, während sie weiter beruhigend auf ihn einredete.*

*»Es ist alles in Ordnung, du bist in Sicherheit. Du bist auf einem Schiff und hier sind keine Reiter.«*

*Ihre Berührung schien ihn etwas zu beruhigen und sie legte ihre andere Hand behutsam auf seine Stirn, die noch immer kalt war von der Zeit im Wasser. Anne strich ihm sacht durch das feuchte Haar, was ihn noch mehr zu beruhigen schien. Sie lächelte.*

*»Mein Name ist Anne«, sagte sie.*

*»R-Rodan, der Sohn des C-cadan.«*

*Anne dachte an das gefaltete Leder, das sie unter ihrem Kleid versteckt hielt und lächelte nachsichtig. »Ja, natürlich bist du das. Rodan. Und sag mir, Rodan, tragen dort, wo du herkommst, alle Menschen solche Sachen wie du?«*

*Sie grinste breit, doch anscheinend verstand er nicht, dass sie ihn aufziehen wollte.*

*»N-nicht alle, L-lady.«*

*Anne verdrehte die Augen. Dieser Junge schien schwer von Begriff zu sein, doch immerhin konnte sie ihn zum Reden bewegen. Anne wagte einen weiteren Vorstoß.*

*»Und wer genau sind denn nun diese sieben Reiter, die dir solche Angst machen?«*

*Rodans Augen weiteten sich wieder.*

*»Die s-sieben Reiter! Von A-Ankh'Du. E-es gibt sie w-wirklich!«  
Anne verstand kein Wort. Ank Du? Was war das nun wieder für ein komischer Name? »Aber wer sind diese Reiter? Und was ist Ank Du?«*

*Sie spürte, wie seine Hände wieder zu zittern begannen und dass er ihr*

wieder zu entgleiten drohte und Anne wollte einen letzten Versuch wagen, etwas aus ihm herauszubekommen.

»Rodan, hörst du mich? Du bist hier in Sicherheit. Es gibt keine Reiter auf dem Schiff. Rodan?«

Doch Rodan war schon wieder bewusstlos.

## Kapitel 16

*Thalas, es reicht. Du beginnst, die anderen gegen mich aufzuhetzen. Cormac hat es mir berichtet. Du führst Gespräche mit den anderen, in denen du meine Kompetenz als erste Zauberin infrage stellst. Hör auf damit. Ich werde das deinem erregten Gemüt zuschreiben, dass dich scheinbar momentan plagt. Oder ist da etwa mehr? Magst du Eleana womöglich mehr, als es das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler zulässt? Du weißt, unsere Statuten lassen eine Beziehung zwischen Lehrer und Schüler nicht zu und ob es der Wahrheit entspricht oder nicht, tangiert mich herzlich wenig. Doch wenn du es nicht unterlässt, mich vor den anderen Magiern infrage zu stellen, werde ich das Gerücht streuen, dass Eleana und du ein Verhältnis miteinander habt.*

*Marleyn*

Aus dem Briefwechsel zwischen Thalas und Marleyn

»Ein Schwert!«

Arvon betrachtete überrascht das Bild in der Mitte des Steinkreises. Die Klinge war etwa eine Hand breit und vielleicht etwas mehr als zwei Fuß lang. Doch am meisten faszinierte Arvon der Stein, der am Schwertschaft in die Klinge eingefasst war. Er war weiß und kreisrund, vielleicht so groß wie ein Augapfel, aber das fesselndste daran war sein Leuchten. Es war strahlend hell, griff auf die gesamte Klinge über und hüllte sie vollständig ein. Hatte er vor wenigen Augenblicken noch mit aller Kraft versucht, den Blick abzuwenden, konnte Arvon nun nichts anderes tun, als fasziniert hinstarren.

»Was ist das?«, fragte er in das Bildnis hinein.

»Ymyal ilead!«

»Mondklinge«, flüsterte er ehrfürchtig.

Leandra nickte. »Ja. Dies ist die Mondklinge. Das Schwert des Königs. *Dein* Schwert.«

Arvon war wie hypnotisiert. »Mein Schwert...«, murmelte er wie in Trance, doch als ihm die Bedeutung der Worte klar wurde, schüttelte er sich und zwang sich, seinen Blick von dem Schwert abzuwenden.

»*Mein Schwert?* Nein, das kann nicht sein. Ich besitze kein Schwert.« Leandra hatte sich bereits wieder abgewandt und ging davon.

»Leandra! Warte! Wo gehst du hin? Hör mir zu! Ich besitze kein Schwert! *Leandra!*«

Sie ging wortlos weiter. Arvon lief ihr hinterher, mitten durch den Kreis aus Steinen, wobei er das Bild des Schwertes durchschritt, das sofort in sich zusammenfiel und verschwand. Leandra war so schnell, dass sie schon recht weit weg war. Arvon rannte, er musste sie einholen, musste die Sache klarstellen.

Er hatte begriffen, dass es ihr um dieses Schwert ging. Sie wollte es haben

und er musste ihr deutlich machen, dass er es noch nie zuvor gesehen hatte und bis vor wenigen Augenblicken nicht einmal wusste, dass es überhaupt existierte. Er lief weiter, an Pappeln und Eichen vorbei, bis er eine Weggabelung erreichte. In der Ferne sah er Leandras Silhouette und er folgte ihr weiter den Weg entlang, doch als er die Stelle erreichte, wo er sie zuvor gesehen hatte, war sie bereits verschwunden.

*Wie schafft sie es nur, so schnell zu sein? Sie kann mich doch nicht zurücklassen...*

Verzweifelt beschleunigte er seinen Schritt. Als er das Ende des Weges erreichte, lag der Wald bereits hinter ihm und Arvon blieb stehen, um sich umzusehen. Der Ort kam ihm bekannt vor. Er war hier schon mal gewesen...

*Das Covered Water Reservoir, dachte er überrascht, als er es schließlich wiedererkannte. Ich bin... in Birmingham!?*

Langsam ging er weiter. Alles war menschenleer, als er ein paar hundert Yards weiter neben dem alten Wasserturm herauskam und die Leslie Road betrat. Einige Laternen waren entzündet, doch es musste schon spät sein, Arvon hörte kein einziges Geräusch, keine Katze, auch den Nachtwächter oder einen der Polizisten sah und hörte man nirgendwo.

*Wie in einer Geisterstadt.*

Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Er ging die Straße bis zum Ende und nach rechts in die Reservoir Road, die ihn direkt nach Hause führen würde. Dort würde er sich einfach in sein Bett legen und schlafen. Er beeilte sich jetzt wieder, beflügelt von der Aussicht auf Schlaf und dem Entkommen aus diesem Traum. Doch als Arvon endlich die Ladywood Road erreichte, fuhr ihm die Schreckensbleiche ins Gesicht. Das war kein Traum. Das war ein Albtraum. Einer, aus dem es scheinbar kein Erwachen gab. In Arvons Kopf drehte sich alles wie in einem Strudel. Vielleicht spielten seine Sinne ihm nur einen Streich. Vielleicht, wenn er die Augen schloss und einfach einen Moment wartete... doch es half nichts. So oft er es auch versuchte, ihr Haus war nicht da... Arvon konnte sein Leid nicht fassen. Wo das Haus der Doyles stehen sollte, stand einfach gar nichts. Er war den Tränen nah, atmete mehrmals tief durch und versuchte so, sich zu beruhigen. Er sah sich in alle Richtungen um. Vor dem Ende der Straße, wo die Ladywood Road und die Beaufort Road sich kreuzten, bemerkte Arvon eine Gestalt.

»Leandra?«, rief er. Keine Reaktion. Er rief erneut, diesmal lauter. Die Gestalt blieb stehen und wandte sich ihm kurz zu, bevor sie in der Beaufort Road verschwand. Arvon folgte ihr. Als er die Straßenecke erreichte und in die Beaufort Road einbog, konnte er gerade noch sehen, wie die Gestalt erneut nach rechts verschwand.

»Leandra!«

Arvon beeilte sich, sie einzuholen, und er staunte nicht schlecht, als er sich vor Mister Pearssons Buchladen wiederfand. Die Tür stand einen Spalt offen. Arvon trat näher.

»Hallo?«, rief er zaghaft. Er lauschte. Nichts. Keine Antwort, kein Geräusch, nichts, was darauf hindeutete, dass jemand hier war.

»Hallo? Leandra? Ist jemand da?«

Noch immer hörte er keinen Laut... doch er wusste, er war nicht allein. Irgendjemand war hier. Oder... irgendetwas. Arvon nahm all seinen Mut zusammen und betrat den Buchladen. Eine Bodendiele knarrte und er hielt einen Moment den Atem an, lauschte in die Dunkelheit hinein. Nichts zu hören. Vorsichtig ging er weiter, einen Schritt vor den nächsten setzend und immer aufhorchend, ob von irgendwo ein Geräusch ertönte. Im Dunkel der Nacht wirkte das Geschäft, das Arvon wie seine Westentasche kannte, bedrückend und unheimlich. Er wandte sich nach rechts und beugte sich über den Ladentisch, um zu sehen, ob sich jemand dahinter versteckte.

Doch auch hier war nichts zu sehen und er schlich weiter, drang vor zu den hohen Holzregalen, die sich zu beiden Seiten auftürmten und in denen sich Buch an Buch reihte. Die meisten waren mit einer feinen Staubschicht bedeckt. In der Dunkelheit wirkten sie auf Arvon bedrohlich. Es kam ihm vor, als neigten sich die schweren Regale zu ihm herab, als wollten sie ihn packen, sich wie ein wütendes, wildes Tier auf ihn stürzen. Gleich würden sie ihn erschlagen und unter sich begraben.

Langsam tastete er sich weiter vor. Auf der rechten Seite erschien die Tür, die zum Arbeitszimmer führte. Unter dem Spalt trat ein schwacher Lichtschimmer hindurch. Arvon lauschte erneut, doch durch die schwere Tür drang kein Geräusch an sein Ohr und er legte sich leise auf die Holzdielen und versuchte durch den Spalt irgendetwas zu erkennen. Er nahm jedoch nur das undeutliche Flackern wahr. Arvon stand auf. Etwas in ihm schrie ihn an, umzukehren und nach Hause zu gehen.

*Aber da ist kein Zuhause*, rief er sich in Erinnerung und Arvon wurde klar, dass es nur einen Weg gab, um dem Ganzen hier ein Ende zu setzen. Er musste den Weg zu Ende gehen, er musste diese Tür durchschreiten und sehen, was sich dahinter befand. Noch einmal lauschte er an der Tür, doch auch diesmal war nichts zu hören.

*Tu es einfach*, hörte Arvon seine innere Stimme sagen. *Tu es jetzt*. Seine Hand berührte den eisigen Türgriff, drückte ihn vorsichtig nach unten und Arvon presste seinen Körper leicht gegen die Tür, die geräuschvoll aufschwang. Er zuckte zusammen, verharrte erneut mucksmäuschenstill, um zu hören, ob sich etwas rührte. Doch noch immer war kein Laut zu vernehmen und schließlich fasste Arvon sich ein Herz und betrat das Arbeitszimmer des Buchhändlers.

Der Raum war geräumig, überall lagen aussortierte und verstaubte Bücher mit vergilbten Seiten. Zwei gepolsterte Sessel und ein kleiner Tisch standen mitten im Raum. Dahinter befand sich ein altes Schreibpult, ähnlich denen, die sie im King Edward's in den Klassenzimmern hatten. Auf dem Pult brannten Kerzen. Wachs lief langsam an den Seiten herab und sammelte sich auf der Arbeitsplatte, auf der ein großer Fetzen vergilbten Papiers lag. Arvon sah sich in jedem Winkel des Raumes um, während er zielstrebig auf das Schriftstück zusteuerte.

Er wich den am Boden liegenden Schriften und Büchern aus und erreichte das Schreibpult, warf im flackernden Schein der Kerzen einen Blick auf das Papier. Es war eine alte Karte, die an den Rändern bereits an mehreren Stellen eingerissen war. Sie zeigte einen Teil des Empires mit Seewegen und einigen umliegenden Inseln. Arvons Hauptaugenmerk fiel auf eine Inselgruppe, die mit

Tinte eingekreist war. Darunter waren in gleichmäßiger, schnörkelloser Schrift Runen aufgezeichnet.

*Suche hier*, erschien sofort die Bedeutung in Arvons Kopf. Darunter standen zwei weitere Wörter: *Fingal's Cave*. Arvon berührte die Karte, fuhr mit seinem Finger über die Tinte. Sie war noch nicht getrocknet. Erneut durchfuhr ihn ein Schauer. Er sah noch einmal auf die Karte und die eingekreiste Inselgruppe. *Ulva*, las er, und etwas unterhalb davon *Iona*, *Staffa* und *Erraid*. Er kannte die Namen nicht, doch er erkannte, dass die Inseln westlich von Schottland lagen. Dies war der Ort, an dem er nach dem Schwert suchen sollte. Das Schwert, das Leandra ihm gezeigt hatte.

*Ymyal ilead*, hallte es in seinem Kopf. Er spürte einen kalten Luftzug, der auf einmal durch den Raum wehte. Die Kerzen auf dem Pult erloschen.

*Ymyal ilead!!*

Arvon konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Er begann zu zittern, während die Worte wieder und wieder in seinem Kopf hallten und wie ein Grollen alles andere übertönten.

*Ymyal ilead! Ymyal ilead! Ymyal ilead!*

Er hielt sich den Kopf, der ihm immer schwerer wurde und sein Körper versagte ihm unvermittelt den Dienst. Arvon sah, wie die Karte auf dem Schreibpult sich in die Luft erhob und vor seinen Augen schwebte. In seinem Kopf pochte und hämmerte es im immer selben Rhythmus.

*Ymyal ilead!! Ymyal ilead!! Ymyal ilead!! Ymyal ilead!!*

Krämpfe schüttelten ihn. Er fiel hart auf den Boden, sein Körper zuckte heftig und sein Mund stieß qualvolle Schreie aus. Kurze Zeit später verlor er das Bewusstsein.

## Kapitel 17

Die Nacht neigte sich langsam ihrem Ende entgegen. Henry Pearsson wälzte sich unruhig in seinem Bett. Er fand nur wenig Schlaf in dieser Nacht. Seine Gedanken kreisten um Elizabeth. Er war bei ihrem Anblick hin und weg gewesen. Ihre braunen Locken, die ihr gelegentlich ins Gesicht fielen, und die sie dann mit einer kessenen Handbewegung daraus strich. Und ihre helle Haut, die sie wie eine Porzellanpuppe wirken ließ. Ihr Teint bildete mit ihrer Haarfarbe einen geradezu atemberaubenden Kontrast.

Den ganzen Tag hatten sie in seinem Arbeitszimmer gegessen und miteinander geredet. Henry hatte den Blick nicht von ihrem Gesicht abwenden können. Ihr Wissen um die aktuellen politischen Belange hatte ihn tief beeindruckt.

*Solltest du endlich die richtige Frau getroffen haben?*

Er drehte sich erneut um und lächelte selig. Der Buchladen, den er von seinem Vater übernommen hatte, erforderte zu viel Aufmerksamkeit, als dass Henry ausgehen und sich mit möglichen Kandidatinnen für eine Heirat treffen konnte. Zudem hatte ein Buchladen etwas zu archaisches und langweiliges, als dass die Damenwelt sich dafür begeistern konnte. Ganz zu schweigen von ihm selbst, dem öden Buchhändler, der außer Literatur nicht viele Interessen vorweisen konnte. Umso erfreuter war er gewesen, als Elizabeth sich am Vortag in sein Geschäft verirrt hatte und Henry hatte die Gelegenheit direkt beim Schopfe ergriffen. Selbst jetzt konnte er sein Glück kaum fassen.

Ein Geräusch ließ ihn aufhorchen. Ein dumpfer Schlag. Henry horchte auf, doch er hörte nichts mehr.

*Wahrscheinlich streunt schon wieder dieses Vieh herum.*

Henry rollte mit den Augen. Dieser Kater war eine echte Plage. Irgendwann würde er eine brennende Kerze umwerfen und Unheil über alle bringen.

Das »Vieh« gehörte einer älteren Dame, die im Haus nebenan lebte und die fast taub war. Zumindest, was ihren Kater anging, den sie zu allem Übel Sir Henry nannte, wahrscheinlich nur, um ihn zu ärgern. Sein Vater Ferdinand ermahnte ihn stets, die alte Mrs. Benson in Ruhe zu lassen. Immerhin seien es insbesondere seine Flausen als kleiner Junge gewesen, die aus ihr den Drachen von heute gemacht hätten und er dürfe sich nun nicht darüber beschweren, dass sie es ihm jetzt heimzahle.

Nur deshalb hatte Henry aufgehört, der alten Frau Vorhaltungen wegen des Katers zu machen. Und er duldete stillschweigend, dass dieser gelegentlich - von ihm unbemerkt im Buchladen eingeschlossen - nachts im Laden herumtollte und randalierte. Meist beließ Sir Henry es dabei, ein paar Kerzen umzuwerfen oder alte Flugschriften zu zerfetzen. Auch die Kratzspuren an seinem alten Polstersessel waren zu verschmerzen. Da waren die Urin- und Kots Spuren, die er manchmal vorfand, ein größeres Übel, aber Henry schluckte seinen Ärger stets runter. Und morgens, wenn er den Laden aufschloss, hörte er schon die flehenden Klagelaute Sir Henrys, der, seines Gefängnisses überdrüssig, hinter der Tür lauerte und darauf wartete, endlich wieder Tageslicht zu erblicken.

Henry drehte sich ein letztes Mal um und seufzte, dann setzte er sich auf

und sah aus dem Fenster zu seiner Rechten. Die Sonne ging morgens von genau dieser Seite auf und Henry wurde meist wach, wenn die ersten Strahlen sein Gesicht kitzelten. Diesmal gab es noch kein Licht, das durch das Fenster drang und Henry schloss, dass es noch früh war, bestenfalls halb vier oder vier. Wieder stieß er einen resignierten Seufzer aus und quälte sich aus dem Bett, stieg in seine Pantoffeln und stand auf. Er streckte sich, wartete auf das vertraute Knacken in seinen Wirbeln und Henry jauchzte selig, als es erklang. Er entledigte sich seines Nachthemds und wandte sich den Kleidern zu, die sorgsam über dem Bettpfosten lagen. Er stieß mit dem Fuß gegen den Pfosten und heulte auf.

Als der Schmerz endlich nachließ, begann Henry, sich anzuziehen, nicht ohne Sir Henry zu verfluchen, der seiner Meinung nach an allem Schuld war. Er wollte möglichst rasch nach unten und den Kater aus seinem Gefängnis befreien, bevor dieser noch mehr Schaden anrichtete als er es wahrscheinlich ohnehin schon getan hatte.

Henry fror, als die Kälte der Nacht ihm eisig in die Glieder fuhr und die Sachen, die er sich angezogen hatte, taten ihr Übriges, um den Zustand noch zu verstärken. Er schritt über die Holzdielen zur Tür, nahm im Vorbeigehen seine Schlüssel, die er in einer Schale auf der Kommode aufbewahrte und verließ die Wohnung. Er wohnte direkt über seinem Geschäft, was er als angenehmen Luxus empfand, da er von seiner Wohnung aus nur die Treppen hinab und vor die Haustür musste. Keine drei Yards weiter befand sich die Tür zu seinem Laden.

Henry trat hinaus und atmete tief die Morgenluft ein. Die Beaufort Road lag friedlich und verlassen da, noch war nichts vom Alltagsleben auf Edgbastons Straßen zu sehen, doch in einer oder höchstens zwei Stunden würden die ersten verschlafenen Gesichter sich zeigen. Er wandte sich nach rechts und trat auf die Lادتür zu, suchte den richtigen Schlüssel heraus und führte ihn an das Türschloss. Er stockte kurz, drückte mit der Schlüsselspitze gegen die Tür. Sie schwang einen Spalt weit auf.

»Geöffnet?«, fragte Henry in die morgendliche Stille und kratzte sich mit dem Schlüssel am Kopf.

*Einbrecher vielleicht*, kam es ihm in den Sinn, doch dann besann er sich.

»Sei nicht dumm, Henry«, schalt er sich selbst. »Was sollte jemand aus einem Buchladen stehlen? Du Dummkopf hast vergessen abzuschließen. Das passiert, wenn man den Weibern nachläuft.«

Er öffnete die Tür. »Sir Henry?«, rief er in das Dunkel des Geschäfts hinein. Kein klägliches Maunzen erklang, keine Kerze fiel auf den Boden, alles blieb ruhig.

»Sir Henry?«, wiederholte er, diesmal etwas lauter.

*Wo steckt dieses Katzenvieh?*

Er betrat das Geschäft und sah sich im Halbdunkel um, konnte jedoch nichts entdecken. Er lauschte noch ein weiteres Mal, doch noch immer blieb alles still.

»Merkwürdig«, murmelte er. Henry durchwanderte die Regallandschaft seines Geschäfts und blieb vor der Tür zu seinem Büro stehen. Sie stand einen guten halben Meter offen. Henry war sicher, dass er die Tür am Abend zuvor

zugezogen hatte.

*Hier stimmt doch was nicht.*

»Sir Henry?« Langsam schob er die Tür auf und trat in sein Arbeitszimmer. Er fand sich hier zwar blind zurecht, machte aber dennoch das Licht an und sah sich im Raum um.

»Allmächtiger...«, entfuhr es ihm. Dann stürzte er hinaus.

## Kapitel 18

*Marleyn, ich verwahre mich dagegen, ein Verhältnis mit einer Schülerin zu haben. Du weißt, dass ich etwas Derartiges nicht tun würde. Dafür war - ist mir die Gilde zu wichtig. Doch ich werde aufhören, mit den anderen über dich zu reden. Und ich entschuldige mich dafür, dass ich es getan habe. Du hattest sicherlich recht damit, dass dies meinem erhitzten Gemütszustand geschuldet war.*

*Aber ich bitte dich noch einmal, deine Entscheidung zu überdenken. Nie zuvor hat jemand einen solch gewaltigen Zauber gewirkt. Du weißt, dass der Zeremonienmeister im Störfall zum Katalysator wird. Die Energie entlädt sich auf denjenigen, der das Ritual initiiert. Und laut den Statuten ist es nicht zulässig, einen Schüler bewusst einem hohen Risiko auszusetzen. Was, wenn dieser Zauber zu machtvoll ist? Wenn zu viel Energie freigesetzt wird? Immerhin wirken Magier aus aller Welt daran mit. Ihre Energie würde sich im Störfall in Eleana entladen. Das ist nichts für eine Schülerin. Das ist etwas für einen Magier mit Erfahrung. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich fast behaupten, du hast Angst, die Zeremonie selbst zu leiten.*

*Scheust du möglicherweise das Risiko?*

*Thalas*

Aus dem Briefwechsel zwischen Thalas und Marleyn

»Wie geht es ihm?«

Pater Francis trat aus dem Zimmer und schüttelte den Kopf.

»Er ist noch nicht aufgewacht, der Doktor ist bei ihm«, sagte der Geistliche zu Henry. Gemeinsam mit Elizabeth und John - der Pater Francis bei den Vorbereitungen zur Morgenmesse geholfen hatte - stand er in der Küche und wartete ungeduldig.

Als Henry in seinem Arbeitszimmer den bewusstlosen Arvon auf dem Boden entdeckt hatte, war er sofort zum Haus der Doyles gerannt und hatte an die Tür gehämmert, bis Annes verschlafenes Gesicht erschienen war. Die war zunächst aus allen Wolken gefallen und anschließend mit Henry in den Buchladen gestürmt, wo sie das Bild vorgefunden hatte, das der Händler ihr geschildert hatte. Gemeinsam hatten sie Arvon zum Haus gebracht und ihn ins Bett gelegt. Anne hatte den Wunsch geäußert, Pater Francis zu holen, und Henry hatte ihr den Gefallen gerne getan. Die Mienen der Anwesenden verrieten Sorge. Anne selbst musste von Doktor Munroe ruhiggestellt werden, nachdem sie einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte. Nach einigen Minuten kam der Mediziner aus dem Zimmer, sein Gesicht wirkte nachdenklich.

»Wie geht es ihnen?«, wiederholte Elizabeth die Frage, die Henry zuvor dem Pater gestellt hatte.

»Mrs Brentford hat einen leichten Schock erlitten. Zum Zustand des Jungen kann ich nur sagen, dass er noch nicht aufgewacht ist und Fieber hat.«

Henry hatte dem Arzt nicht gesagt, wo er Arvon gefunden hatte. Er wusste

nur zu gut, dass die Leute gerne redeten, Arzt hin oder her. Eine Schweigepflicht bedeutete nicht viel und die Diagnose Wahnsinn stand oft schneller im Raum, als man das Wort überhaupt aussprechen konnte. Der Arzt lupfte kurz seinen Hut und verabschiedete sich.

»Verzeihen Sie, Mister Pearsson«, meinte John, nachdem der Arzt das Haus verlassen hatte und eine bedrückende Stille Einzug hielt. »Ist Ihnen etwas aufgefallen, als sie Arvon heute Morgen entdeckt haben? Ich meine abgesehen von dem Offensichtlichen?«

Henry dachte kurz nach. War da nicht tatsächlich etwas gewesen? Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Natürlich! Das habe ich in der Aufregung vergessen.«

Die anderen sahen ihn erwartungsvoll an.

»Nun sagen sie schon«, drängte Francis.

»Na ja, ich habe nur einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als wir Arvon fortgebracht haben. Da lag eine Karte. Ich kann mir nicht erklären, wie er da rangekommen ist. Sämtliche Regale schienen unberührt. Doch irgendwoher musste er sie ja haben.«

Er fasste sich an die Stirn.

»Aber es wäre möglich, dass Arvon die Karte genommen hat?«

Wieder war es John, der die Frage gestellt hatte und Henry schüttelte langsam den Kopf.

»Theoretisch... möglich«, murmelte er in seine Faust. »Aber praktisch? Nein, ich glaube nicht, dass er das getan hat. Aber ich muss mich selbst davon überzeugen. John, würdest du mich begleiten?«

»Ich komme auch mit«, rief Elizabeth etwas schriller, als sie es vermutlich beabsichtigt hatte, denn sie errötete augenblicklich und sah verschämt zu Boden, als John und Henry sie angrinsten.

»Sechs Augen sehen womöglich mehr als vier...«, murmelte sie verlegen.

»Da haben Sie sicher Recht, Elizabeth«, meinte Henry warm, »doch ich denke, es ist besser, Sie kümmern sich hier um Anne. Ich glaube, die Ärmste kann eine Freundin an ihrer Seite jetzt gut gebrauchen.«

Elizabeth nickte. »Ja, wahrscheinlich habt ihr Recht. Gut, ich bleibe hier und warte auf Neuigkeiten.«

Anne betrachtete nachdenklich ihren Sohn. Sein Atem ging gleichmäßig und er erinnerte sie schmerzlich an seinen Vater. Genauso hatte Rodan damals unter den Decken gelegen, die sich im Rhythmus seiner Brust hoben und senkten. Sie betrachtete Arvons Gesicht.

*Er hat seine Nase*, sagte die altbekannte Stimme in ihr.

»Und seine Augen«, murmelte Anne gedankenverloren. Diese Augen waren der Grund, dass sie Rodan nicht vergessen konnte, egal wie sehr sie es immer wieder versuchte. Wenn Arvon sie mit seinen großen Augen ansah, dann sah sie immer öfter nicht ihn, sondern seinen Vater. Und nicht Arvon sah sie an, sondern *er* war es. Sie fuhr hoch, als es an der Tür klopfte. Elizabeth steckte

ihren Kopf durch die Tür und betrat mit einem Tablett das Zimmer, auf dem Tassen und eine Kanne mit dampfend heißem Tee standen.

»Ich hoffe, du bist dafür zu haben«, sagte sie lächelnd und deutete mit dem Kopf auf das Tablett.

»Ja, danke, eine Tasse heißen Tee kann ich gut gebrauchen.«  
»Mach dir nicht so viele Sorgen«, meinte Liz, als sie mit dem Fuß geräuschvoll die Tür hinter sich zuschob. »Das wird schon wieder, hörst du?«

Anne seufzte. »Wahrscheinlich hast du Recht. Aber du weißt ja nicht, was es für ein Gefühl ist, hilflos daneben zu sitzen und zusehen zu müssen, wie dein einziger Sohn scheinbar Stück für Stück seinen Verstand verliert.«

»Anne Brentford.« Elizabeth sah sie streng an. »Jetzt hör mir mal zu: Dein Sohn ist nicht verrückt und er verliert auch nicht seinen Verstand. Er war gestern den ganzen Tag bei mir und er war vollkommen normal. Ich will nichts davon hören, hast du verstanden?«

»Ist ja gut, Liz.« Anne versuchte ein Lächeln. »Lass uns einfach Tee trinken.«

»Was genau erhoffen wir uns eigentlich, hier zu finden?«

John stieg über ein Pamphlet, das auf dem Boden lag. Er begutachtete das Chaos, welches in dem kleinen Arbeitsraum vorherrschte und das, wie er vermutete, nicht erst aufgekomen war, als Arvon hier vergangene Nacht sein Unwesen trieb.

Henry betrachtete interessiert die Karte vor dem Schreibtisch. Er nahm sie auf und legte sie auf das Pult, strich mit seinen Handflächen die sich nach oben wellenden Seiten glatt und begann, sie eingehender zu studieren.

»Die Frage, John«, sagte er, wobei er scheinbar versuchte, irgendetwas auf der Karte zu entziffern, »ist weniger, was wir hier finden, sondern vielmehr, was wir hier *nicht* finden.«

John verstand kein Wort von dem, was der Händler sagte. Was sie hier nicht fanden? Was sollte das denn bedeuten? Henry wandte sich um.

»Wirf bitte einen Blick auf die Karte, John, das ist wichtig.«  
John rückte näher heran und betrachtete das vergilbte Papier, das an mehreren Stellen eingerissen war. An einer anderen Stelle klaffte ein kleines verbranntes Loch. John bemerkte die Schriftzeichen, die dort mit Tinte vermerkt waren.

»Diese Zeichen sind mysteriös. Sie erinnern mich an alte Runen. Fingal's Cave scheint ein Hinweis auf eine Höhle zu sein. Ich glaube, ich habe schon mal davon gehört.«

Henry nickte anerkennend. »Sehr gut, John, das ist mir auch als Erstes aufgefallen. Fingal's Cave ist tatsächlich eine Höhle. Sie befindet sich an der schottischen Westküste. Queen Victoria hat sie im letzten Jahrhundert besucht, weshalb der Ort hierzulande an Bekanntheit gewonnen hat. Aber ich möchte noch auf was *anderes* hinaus. Fällt dir an dem Kreis etwas auf, der um die Inseln dort gezogen wurde?«

John konzentrierte seinen Blick auf die Stelle. »Die Tinte ist verwischt.«

»Genau. Ich habe das vorhin nicht erwähnt, aber an Arvons Finger befand sich auch Tinte. Ich habe es bemerkt, als wir ihn weggebracht haben.«

John erkannte, worauf Henry hinauswollte.

»Er hat die Tinte also mit dem Finger berührt.«

»Und das bedeutet, die Tinte war *frisch*. Und jetzt komme ich darauf zurück, was ich vorhin meinte. Die Frage ist nicht, was wir hier finden, sondern was wir *nicht* finden.«

»Wo ist die Tinte?«, fragte John überrascht, dem nun endgültig ein Licht aufging. Henry lächelte.

»*Wo* ist die Tinte? Exakt. Sieh dich um. Hier ist nirgendwo Tinte. Kein Fässchen, kein Glas, einfach nichts. Es ist keine Tinte hier. Ich habe natürlich welche in meinem Geschäft. Aber die ist in einer Schublade im Verkaufsraum.«

Sie sahen sich eine Zeit lang an. John brach schließlich das Schweigen und sprach aus, was als Frage im Raum schwebte.

»Aber das muss bedeuten, dass noch eine *andere* Person hier war.«

»Eben«, bestätigte Henry. »Hätte Arvon diesen Kreis selber auf die Karte gezeichnet, bevor er das Bewusstsein verlor, dann müsste hier irgendwo die Tinte sein, mal davon abgesehen, dass es dann unnötig gewesen wäre, zu prüfen, ob sie frisch ist. Jemand anderes muss kurz vor dem Jungen hier gewesen sein.«

Wieder standen sie schweigend im Raum und ließen die neue Erkenntnis auf sich wirken.

»Aber wer? Und warum? Um die Karte zu markieren? Das ergibt doch keinen Sinn. Und es erklärt nicht, warum *Arvon* hier war. Eigentlich wirft das alles mehr Fragen auf, als es beantwortet.«

Auch Henry konnte sich scheinbar keinen Reim darauf machen.

»Nur Arvon kann Licht in das Dunkel bringen. Wir müssen warten, bis er aufwacht, alles andere führt zu nichts.«

John nickte. »Das denke ich auch. Sie sind sicher, dass die Karte vorher nicht da lag?«

»Absolut. Ich habe bis heute nicht einmal gewusst, dass ich eine solche Karte in meinem Laden habe. Natürlich ist es möglich, dass sie hier gelegen hat, ich habe seit längerem den Überblick verloren, aber wenn, dann hat sie nicht so offen hier gelegen.«

Er kratzte sich am Kopf. »Es nützt nichts, wir müssen darauf hoffen, dass Arvon wach wird und etwas zu erzählen hat. Und bis dahin muss ich mich um dieses Chaos hier kümmern.«

Er seufzte. »Vielleicht ist es sinnvoll, die Karte mitzunehmen, wenn du zu Mrs Brentford gehst. Vielleicht weiß Arvon etwas darüber zu berichten, wenn er sie sieht.«

## Kapitel 19

*Anne atmete frustriert aus.*

Hervorragend, dachte sie, ein Verrückter. Wir haben einen Wahnsinnigen an Bord geholt.

*Sie sah nachdenklich aus dem kleinen Rundfenster auf die ruhige See. Die Barrapassage lag bereits hinter ihnen und sie hatten Kurs Richtung England genommen. Das Schiff wogte sanft auf und ab und Anne schloss ihre Augen. Sie genoss das sachte Schaukeln, und noch mehr genoss sie es, an Deck zu stehen, während ihr eine sanfte Brise ins Gesicht wehte. Doch Captain Mac Cormick war kein Mensch, der gerne Frauen auf seinem Schiff hatte und wenn er dazu gezwungen war, wie in Annes Fall, dann wollte er sie möglichst nicht an Deck sehen. Ihr Blick streifte den Jungen, der sich unruhig in der Koje wälzte.*

*Arvon, dachte sie, als sie sich an seine Worte erinnerte. Was für eine seltsame Sprache mochte das wohl sein?*

*Aber es klingt hübsch... er ist hübsch, dachte sie bei sich und ein leises Glucksen entfuhr ihr. Nachdem sie sich wieder beruhigt hatte, beugte sie sich über ihn und betrachtete sein Gesicht. Sie fuhr ihm ein weiteres Mal mit ihrer Hand durch das feuchte Haar, nahm eine Strähne zwischen zwei ihrer Finger und spielte ein wenig damit herum. Als ihr die Lust daran verging, schlug sie die Decken etwas zurück und betrachtete neugierig Rodans nackte Brust.*

Ganz schön kräftig, dachte sie beeindruckt, vielleicht ein Stahlarbeiter. Ein wahnsinniger Stahlarbeiter.

*Sie grinste amüsiert, dachte einen Moment daran, die Decken noch weiter zurückzuschlagen, beließ es jedoch schamhaft dabei und zog sie ihm schließlich wieder bis zum Kinn hoch. Rodan schmatzte geräuschvoll und drehte sich zur Seite. Erst jetzt bemerkte Anne das Mal zwischen seinen Schulterblättern. Ein unförmiger, dunkler Fleck, der in etwa die Größe eines Daumennagels hatte und der nicht besonders attraktiv wirkte.*

Vielleicht lässt er sein Haar wachsen, um dieses Ding zu bedecken...

*Anne trat näher ran, um das Mal besser betrachten zu können. Die Form kam Anne vertraut vor und sie sah sich den Fleck genauer an, wobei sie Rodans Haar etwas hochhielt. Ihr stockte der Atem, als sie darin ein Bild erkannte.*

Das ist doch...

*»Unmöglich«, stammelte sie und hielt sich die Hand vor den Mund, als sie merkte, dass sie den Gedanken laut ausgesprochen hatte. Ein unsicheres Lachen entfuhr ihr.*

Nein, das kann überhaupt nicht sein. Sei nicht dumm, Anne, das ist unmöglich. Oder...

*Sie nahm noch einmal mit der Hand die Haare des Jungen, legte den Fleck zwischen seinen Schulterblättern frei. Anne sah sich das Mal ein ums andere Mal an, doch je öfter und je länger sie es betrachtete, desto weniger Zweifel hatte sie. Es war ein Löwe, der auf den Hinterbeinen stand...*

Anne erwachte aus einem unruhigen Schlaf. Sie war eingenickt, nachdem

Elizabeth gegangen war, und sah sich schlaftrunken um. Sie benötigte einige Sekunden, um ihren Kopf etwas klarer zu bekommen. Warum in Gottes Namen träumte sie in den letzten Tagen so oft von Rodan? Als versuche jemand krampfhaft, sie an die Umstände ihrer Begegnung zu erinnern. Arvon lag noch auf dem Bett und wälzte sich hin und her. Sie stand auf und überlegte kurz, ob sie versuchen sollte, ihn wachzurütteln, besann sich jedoch eines besseren und strich ihm mit der Hand über die Stirn. Sie war heiß, anscheinend hatte das Fieber sich nicht gesenkt.

Anne seufzte. Schließlich verließ sie den Raum, um in der Küche Wasser für Tee aufzusetzen. Von der Straße drang Lärm herein, der von reger Betriebsamkeit zeugte. Anne spielte die Ereignisse der letzten Nacht in Gedanken immer wieder durch. Hätte sie bemerkt, wie Arvon aufgestanden und hinausgegangen war, sie hätte sich diese ganze Tortur ersparen können. Jetzt würden es bald alle wissen. Auf die Verschwiegenheit des Paters konnte sie zählen, aber was war mit Henry? Elizabeth? John? Die Menschen tratschten zu gerne, als dass die Angelegenheit unter Verschluss bleiben konnte. Bald würde es sicher jeder in der Straße, wenn nicht in ganz Edgbaston wissen. Sie konnte den Klatsch schon in ihrem Kopf hören:

*»Wussten Sie schon? Der Sohn von Mrs Brentford ist mitten in der Nacht in Mister Pearssons Buchladen eingebrochen.«*

*»Was? Nicht möglich.«*

*»Doch. Und dort hat er nicht nur ein heilloses Durcheinander angerichtet, er ist auch mitten im Laden zusammengebrochen.«*

*»Ist nicht wahr...«*

*»Ja, doch, ich hab ja immer gewusst, dass mit dem Jungen etwas nicht stimmt.«*

*»Was sagen denn die Ärzte dazu?«*

*»Er muss wahnsinnig sein. Ich meine, wenn so ein Verhalten nicht vollkommen verrückt ist, dann weiß ich es auch nicht.«*

*»Ach, die arme Mrs Brentford, erst ihr Mann, und jetzt der Sohn...«*

»Schluss damit«, ermahnte Anne sich selbst und brachte so die Stimme in ihrem Kopf zum Schweigen. Sie musste dringend einen freien Kopf bekommen. Vielleicht würde sie nach ihrem Tee einen Spaziergang an der frischen Luft unternehmen.

Es klopfte. Anne erhob sich schwerfällig, sie hatte gerade absolut keinen Nerv für Besucher, aber möglicherweise gab es ja Neuigkeiten. Es klopfte erneut. Sie öffnete die Haustür und John sah sie scheu an.

*»Verzeihen Sie, wenn ich störe...«*

*»Ist schon gut, John, du störst nicht. Bitte komm herein. Bringst du Neuigkeiten?«*

John berichtete Anne, was sie im Laden entdeckt hatten und dass sie den Schluss gezogen hatten, eine weitere Person müsse in der Nacht dort gewesen sei. Anne konnte es kaum glauben. Jetzt sollte plötzlich noch jemand mit Arvon zusammen gewesen sein? War das logisch? Und selbst wenn, wo war diese zweite Person abgeblieben und wieso hatte sie nicht Hilfe geholt, als Arvon

zusammengebrochen ist? Obwohl Anne unzählige Fragen durch den Kopf gingen, zwang sie sich, John ausreden zu lassen und schenkte sich und ihm Tee ein, um irgendeine Beschäftigung zu haben.

»Eine weitere Person?«, fragte sie schließlich, nachdem John seine Ausführungen beendet hatte. »Wie kann das sein? Arvon hat nicht viele Freunde. Warum sollte er mit jemandem in die Buchhandlung gehen? Und dann noch nachts?«

»Ich weiß es nicht, Mrs Brentford.«

»Bitte, John, sag einfach Anne. Mrs Brentford hört sich an, als wäre ich eine alte Frau.«

Er errötete und sah verschämt zu Boden.

»Ist gut, Mrs... Anne. Mister Pearsson und ich können uns auch keinen Reim darauf machen. Aber jemand hat diese Markierungen gemacht, kurz bevor Arvon die Karte berührt hat.«

»Ist das die Karte?«

Sie deutete auf das zusammengerollte Papier unter Johns Arm. John nickte. »Ja. Mister Pearsson sagt, er habe sie vorher noch nie gesehen oder zumindest nicht gewusst, dass er so eine Karte in seinem Laden hatte.«

»Darf ich sie mir ansehen?«

John nickte und rollte die Karte auf dem Holztisch aus.

»Sehen Sie, hier auf der rechten Seite, da sind ein Paar Inseln eingekreist. Und darunter hat jemand diese merkwürdigen Runenzeichen geschrieben. A-Anne? Mrs Brentford? Geht es Ihnen nicht gut? Sie sehen blass aus.«

Anne hatte das Gefühl, als zöge ihr jemand den Boden unter den Füßen weg. Als taumele sie auf einen bodenlosen Abgrund zu. Das konnte nicht sein. Warum sie? Warum jetzt? Wieso nur musste das Schicksal immer so grausam sein? Erst die ständigen Träume, die sie zuletzt hatte und nun dies. Sie ließ sich auf ihren Stuhl zurücksinken und starrte die Karte auf dem Tisch an wie den Geist eines längst Verstorbenen, der sie nach ungezählten Jahren heimsuchte.

»Mrs Brentford? Ist Ihnen nicht wohl? Soll ich den Doktor holen?«

Anne antwortete nicht.

*Du musst es ihm zeigen*, sagte eine Stimme, die sie viel zu oft in ihrem Kopf hörte. Es war natürlich ihre eigene Stimme, doch sie hatte auch immer etwas von einer Freundin, die ihr mit guten Ratschlägen zur Seite stand. Und sie hatte Recht. Sie musste es John zeigen.

Wie mechanisch stand sie auf und verschwand in ihr Zimmer, ließ John einfach sitzen. Sie musste nicht erst suchen, sie wusste genau, wo sie das Stück Leder aufbewahrt hatte, auch wenn es Ewigkeiten zurücklag, dass sie es betrachtet hatte. Sie brachte John das Bündel und warf es neben die Karte auf den Tisch.

»Was ist das?«, fragte John und Anne bedeutete ihm, das Päckchen zu öffnen. Vorsichtig löste John den Knoten in dem Lederband und faltete das Stück Leder auseinander.

»Eine Ahnentafel?«, fragte er, als er erkannte, was die Linien und Zahlen

auf dem Leder darstellten.

»Richtig«, antwortete Anne und nickte. »Aber das ist noch nicht alles, John. Sieh dir die Kopfzeile an.«

John betrachtete die Stelle. »Da ist ein Bild... es ist schwer zu erkennen, aber es könnte ein Wappen sein. Ein Löwe?«

Anne nickte. »Wieder richtig. Und fällt dir noch mehr auf?«

»Es ist verblasst, ehrlich gesagt. Über dem Wappentier ist eine Lilie. Oh... da steht etwas... das ist... aber das... unglaublich.«

Johns Blick wechselte zwischen Anne und dem Stück Leder hin und her.

»Das scheinen die gleichen Runen zu sein wie auf der Karte.«  
Wieder glitt Johns Blick über die Ahnentafel.

»Darf ich fragen, woher Sie das haben, Anne?«

Sie lächelte gequält. Sollte sie alles preisgeben? John würde sie wahrscheinlich für verrückt halten. Andererseits schien John niemand zu sein, der vorschnell über andere urteilte. Und was hatte sie zu verlieren? Wenn bald ohnehin jeder ihren Sohn für verrückt hielt, welchen Unterschied machte es da? Sie horchte kurz in sich hinein, ob die Stimme in ihrem Kopf einen Einwand erhob, doch sie blieb stumm und Anne gab sich einen Ruck.

»Dieses Stück Leder, das du vor dir siehst, gehörte Arvons Vater.«

»Seinem Vater? Heißt das, Sie kennen diese Zeichen? Was bedeuten sie?«

»Sachte, John. Ehrlich gesagt«, fuhr sie nach kurzer Pause fort, »ich bin nicht viel schlauer als du. Ich weiß weder, was für Zeichen das sind, noch, wo sie herkommen und was sie bedeuten.«

John wirkte enttäuscht, dass sie dem Geheimnis um Arvons nächtlichen Ausflug nicht näher gekommen waren.

»Aber Anne, Sie besitzen doch dieses Leder von ihrem Mann. Er muss Ihnen doch zumindest gesagt haben, was da steht.«

»Und wieder muss ich dich enttäuschen. Rodan wusste nämlich nie, dass ich es besitze, und deshalb hat er mir auch nie etwas darüber gesagt.«

»Dann ist die Karte auch keine Spur«, stellte John resigniert fest. Anne schmunzelte.

»Das würde ich so nicht sagen«, meinte sie. »Diese Inseln, die auf der Karte eingekreist wurden... sie befinden sich westlich von Schottland, nicht wahr?«

John nickte. »Ja, das stimmt. Die Western Isles befinden sich hier, in dem äußeren Bereich, und die inneren Inseln, die eingekreist wurden, liegen hier. Sie werden getrennt von...«

»Der Barrapassage«, beendete Anne den Satz. John sah sie an und nickte.

»Von der Barrapassage, ja. Inwieweit nutzt uns das?«

Anne seufzte. »Ich habe Arvons Vater dort kennengelernt.«

»In der Barrapassage?«

»Ziemlich genau in der Barrapassage«, lachte sie. John sah sie ungläubig an und schließlich ließ Anne auch ihre letzten Zweifel fallen und begann, John von

ihrer ersten Begegnung mit Rodan zu erzählen. Kaum hatte sie sich einmal entschlossen, sich zu öffnen, sprudelte es geradezu aus ihr raus. Sie ließ nichts von dem aus, was an jenem Tag geschehen ist und Anne fühlte sich auf sonderbare Weise von einer zentnerschweren Last befreit. Sie war erleichtert, dass sie nach all den Jahren mit jemandem darüber reden konnte.

*Gleich wird er dich auslachen*, dachte sie, nachdem sie ihren Bericht beendet hatte, doch John lachte nicht. Er sah sie nur nachdenklich an.

»Dann handelt es sich bei der Karte womöglich um einen Hinweis auf ihren Mann?«

»Was ist los mit dir, John«, meinte Anne verwundert. »Ich war mir sicher, du würdest mich für vollkommen verrückt halten.«

»Keineswegs, Anne. Nicht im Geringsten. Ich gebe zu, das klingt unglaublich. So als wäre jemand aus einer anderen Zeit oder einer anderen Welt hierher gelangt. Aber diese Runen zeigen auch, dass sie sich das nicht einfach ausgedacht haben.«

Anne atmete erleichtert auf. »Dann denkst du wirklich, dass es eine Bedeutung hat?«

»Arvon hat in dem Buchladen etwas erlebt, was ihn scheinbar aufgewühlt hat. Wenn er, von wem auch immer, einen Hinweis auf seinen Vater erhalten hat, erscheint es mir sogar plausibel. Sie sind mit Sicherheit nicht verrückt, Anne.«

»Aber wer könnte etwas über seinen Verbleib wissen? Niemand aus Birmingham kann Rodan gekannt haben. Und warum sollte jemand von außerhalb kommen, um meinem Sohn auf diese Weise irgendwelche Hinweise zu geben? Er könnte mit mir reden, wenn es einen Hinweis auf Rodans Verbleib gibt. Egal, wie viel wir erfahren, es tauchen mehr Fragen auf, als wir Antworten finden.«

»Ich fürchte, nur Arvon kann uns Antworten geben«, brachte John es auf den Punkt. »Wenn er nicht bald aufwacht, dann müssen wir eben versuchen, ihn aufzuwecken.«

## Kapitel 20

*Thalas, du verdammter Hund, du wirst das zurücknehmen!! Ich verdiene mehr Respekt! Mir vorzuwerfen, ich hätte Angst, dieses Ritual zu leiten, ist inakzeptabel!! Du weißt, dass ich imstande bin, die Sache selbst durchzuführen. Das Risiko ist überschaubar. Natürlich ist mir bekannt, dass sich die Energie auf den Zeremonienmeister entlädt, doch du machst einen entscheidenden Denkfehler. Denn jede Gilde muss bei dem Ritual einen Magier stellen, der das Ritual leitet. Sollte also etwas schiefgehen, wird die Energie der Magiewirkenden auf jeden Zeremonienmeister übergehen, der das Ritual für seine Gilde leitet. Und dieses Risiko ist sehr wohl kalkulierbar!! Ob es dir gefällt oder nicht, Eleana ist so weit und sie wird das Ritual durchführen!! Diese Entscheidung ist unumstößlich und wenn du nicht aufhörst, mir irgendwelche Lügen anzudichten, dann lasse ich dich aus der Gilde werfen. Alles, was ich dazu brauche, ist ein Gerücht, du weißt, wovon ich rede. Also fordere mich nicht länger heraus!!*

Marleyn

Aus dem Briefwechsel zwischen Thalas und Marleyn

Arvon öffnete die Augen. Das Bild flackerte leicht, doch die Konturen nahmen bald feste Formen an. Er richtete sich vorsichtig auf und sah sich um. Um ihn herum standen Bäume, spendeten kühlen Schatten. Arvon hörte das Zwitschern unzähliger Vögel und das Rascheln der Blätter im Wind.

»Arvon...«

Leise drang Leandras Stimme an sein Ohr und Arvon machte sich daran, das kleine Waldstück zu erkunden. An diesem Ort war er in keinem seiner bisherigen Träume gewesen. Es war nicht der Wald, in dem Leandra ihn für gewöhnlich empfing. Arvon konnte zwar nicht sagen, woher er das wusste, doch er war absolut sicher. Die Bäume standen so dicht beieinander, dass er das Gefühl hatte, sie alle seien in Wahrheit nur ein einziger Baum. Die Äste hingen so tief, dass es beinahe unmöglich schien, einen Weg durch die Blätter und Sträucher zu finden, doch Arvon hatte das Gefühl, dass er auch so sein Ziel finden würde.

Er marschierte einfach los, in die Richtung, in der er Leandras Stimme vermutete und tatsächlich öffnete sich vor seinen Augen ein Pfad. Die Äste der Bäume (des Baumes) neigten sich wie von Geisterhand und bildeten eine Gasse, durch die Arvon bequem hindurchlaufen konnte. Wenn es an einer Stelle nicht weiterzugehen schien, musste Arvon sich nur umsehen, um festzustellen, dass der Weg sich an anderer Stelle fortsetzte. Mehr als einmal kam es vor, dass Arvon sich um hundertachtzig Grad drehte und scheinbar denselben Weg zurücklief, den er eben erst gekommen war. Doch jedes Mal stellte er erstaunt fest, dass der Pfad ihn woanders hinführte. Schließlich fand er Leandra, die einige Schritte entfernt vor einer Höhle stand.

»Ist das wieder ein Traum?«, fragte er unsicher und trat langsam auf sie zu.

»Etwas Ähnliches. Eher eine Vision, eine Art abgeschirmter Raum. Hier können wir reden.«

»Reden? Worüber?«

»Über dich und deinen Vater.«

»Mein Vater... was weißt du von ihm?«

»Was seinen derzeitigen Aufenthaltsort angeht... nicht mehr als du. Aber ich kannte ihn. Das heißt, ich kannte seinen Vater. Er war ein bedeutsamer König, dort, wo wir leben. Rodan war sein Sohn und der rechtmäßige Erbe. Er musste vor mehr als vierzehn Jahren mit dem Schwert fliehen und ist dabei in eurem Teil der Welt gelandet. Ich habe seine Spur verfolgt. Und auch dein Leben. Ich habe versucht, dich vor Thalass Zugriff zu beschützen.«

»Wer ist dieser Thallas? Ich kenne ihn gar nicht und habe ihm nichts getan. Warum sollte er mir etwas Schlechtes wollen?«

»Nur aus dem einzigen Grund, dass du Rodans Sohn bist und einen rechtmäßigen Anspruch auf den Thron hast. Die Mondklinge ist ein besonderes Schwert, Arvon. Hast du von König Artus gehört?«

Arvon lachte. »König Artus und die Ritter der Tafelrunde? Natürlich. Jeder kennt die Geschichten von Artus und seinen Rittern.«

»Nur, dass es keine ‚Geschichten‘ sind. Artus hat existiert und Camelot hat es tatsächlich gegeben. Und auch das Schwert des rechtmäßigen Königs ist keine Legende.«

»Du meinst Excalibur? Ach komm, du nimmst mich auf den Arm.«

Leandras Blick blieb jedoch ernst und Arvon erkannte, dass sie nicht zu Scherzen aufgelegt war.

»Wir haben nicht die Zeit, um alles haarklein zu besprechen. Fakt ist, Excalibur hat existiert und die Mondklinge wurde aus dessen Überresten geschmiedet und durch mächtige Zauber ergänzt. Sie ist sozusagen Excaliburs legitimer Nachfolger. Das Schwert hat einen eigenen Willen. Es gehorcht nur demjenigen, der einen rechtmäßigen Anspruch auf den Königsthron hat. Doch es ist gemeinsam mit Rodan verschwunden. Ich habe die Spur deines Vaters verloren, als er längst wieder in unserem Teil der Welt war. Es ist wahrscheinlich, dass er nicht mehr lebt, sonst hätte ich ihn aufgespürt. Doch das Schwert muss irgendwo sein. Und du bist der rechtmäßige Besitzer. Du musst nach ihm suchen, Arvon. Thallas bereitet einen Krieg vor. Der Überfall auf die Königsfamilie war nur ein einzelner Schachzug. Die Menschen in unserer Welt sind seit dem Tod des Königs uneins. Sie streiten darüber, wer König werden soll und beschäftigen sich mehr mit sich selbst als mit dem Feind. Thallas plant etwas und er wird die Welt mit seiner Armee überrennen und einen Krieg gegen jeden führen, der sich ihm in den Weg stellt. Was ohnehin nicht viele sind, es sei denn, der rechtmäßige Thronerbe kehrt mit dem Schwert zurück und eint die Völker.«

Arvon verstand kein Wort von dem, was Leandra erzählte. »Und was habe ich nun damit zu tun?«

»Du bist der rechtmäßige König, Arvon. Dein Vater ist unauffindbar, wahrscheinlich lebt er nicht mehr. Du bist der Einzige, der einen rechtmäßigen

Anspruch auf den Thron hat.«

Er schüttelte unsicher den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Sie können einen anderen König wählen. So funktioniert das doch. Der König ist tot - es lebe der König. Ich habe damit nichts zu tun, und selbst wenn; ich bin nur ein Kind. Woher sollen die Leute wissen, wer ich zu sein vorgebe?«

Leandra lächelte nachsichtig. »Sei unbesorgt. Sie werden dich erkennen. Zweifelsfrei. Und jeder, der dem König ergeben ist, wird es akzeptieren. Du trägst einen unwiderlegbaren Beweis mit dir. Aber um die Nation gegen den Feind zu einen wirst du das Schwert brauchen. Die Menschen würden dich als König akzeptieren, aber das Schwert würde ihnen den Mut und die Hoffnung geben, gegen Thalass in den Krieg zu ziehen.«

»Aber was ist, wenn ich das alles gar nicht will? Ich lebe hier, mit meiner Mutter und führe ein gutes Leben. Warum sollte ich das aufgeben für ein Volk, das ich nicht einmal kenne?«

Leandra lächelte, ihre Umrisse verblassten langsam und Arvon spürte, dass ihre Zeit zu Ende war.

»Weil es dein Schicksal ist. Hör in dich hinein, dann wirst du es wissen.«

»Warte! Wie komme ich hier wieder raus?«

Leandra war bereits zu einem entfernten Schemen geworden, ihre Stimme klang schwach und leise.

»Du kannst den Weg zurückgehen, dann kommst du zurück zum Ausgangspunkt und wirst aufwachen. Du kannst aber auch weitergehen, dann wirst du...«

*Wirst du was?? Arvon stand einige Sekunden unentschlossen vor der Höhle. Was wirst du, wenn du weitergehst?*

Schließlich setzte er sich in Bewegung und betrat die Höhle. Was konnte schon passieren? Das hier war schließlich nicht real, es war nur ein Traum oder zumindest etwas wie ein Traum. Die Höhle war ausladend, an manchen Stellen hörte Arvon das Geräusch herabfallender Wassertropfen. Die Gänge wurden finsterner und schmaler, dennoch konnte Arvon gut sehen, wo er hinlief und er folgte den Windungen des Ganges, mal nach links, mal nach rechts.

Er hörte Stimmen, ein Flüstern, das in den schmalen Gängen widerhallte. An einer Wegbiegung sah er rechts zwei Schemen, die verstohlen miteinander redeten. Sie waren größer als normale Menschen und von deutlich kräftigerer Statur, zumindest soweit Arvon das auf die Entfernung erkennen konnte. Arvon verstand nicht, was sie sagten und er ging an dem Abzweig vorbei und folgte dem Weg weiter, bis vor ihm eine riesige Kreatur auftauchte. Arvon schrak zurück, doch die Gestalt mit den Hauern im Gesicht schien ihn ohnehin nicht zu sehen. Dennoch wandte Arvon sich um und wollte zurückgehen, doch der Weg war von einer steinernen Wand versperrt, als hätten sich die Gewölbe und Gänge verschoben. Ihm blieb nichts übrig als weiterzugehen und Arvon, der nie zuvor einen Ork zu Gesicht bekommen hatte, war von dem überaus realen Gestank, der von diesem Wesen ausging, angewidert. Er schlich naserümpfend an der Gestalt vorbei und setzte seinen Weg fort.

»Ah, der verlorene Königssohn. So lernen wir uns endlich einmal kennen.«

Arvon fuhr zusammen und blickte sich suchend um, konnte jedoch nichts

erkennen.

»Wer ist da?«, fragte er vorsichtig in den Gang hinein.

»Das möchtest du gerne wissen, nicht wahr? Ich bin der, der dich töten wird.«

Ein Gefühl der Angst überkam Arvon so unvermittelt, dass er am ganzen Körper zitterte.

»Thalas«, raunte er erschrocken und wich zurück, stieß jedoch mit dem Rücken gegen eine wie aus dem Nichts aufgetauchte Steinwand.

»Ich sehe, du hast von mir gehört, junger Prinz. Das überrascht mich nicht, mein Ruf eilt mir voraus.«

Die Stimme schwoll an, schien immer näher zu kommen und Arvon, der nicht zurückkonnte, lief den Gang entlang, folgte willkürlich den Windungen, die das Tunnelsystem ihm aufzeigte, doch er wurde die Anwesenheit des anderen nicht los.

»Wo willst du denn hin? Wir haben so viel zu bereden, mein Lieber. Lauf nicht weg.«

Arvon lief weiter, Schweiß trat auf seine Stirn und er sah sich immer wieder um, wo er jedes Mal nur die ihm scheinbar folgende Steinwand sah. Er wandte den Blick wieder nach vorne. Nur wenige Schritte entfernt stand eine in ein dunkles Gewand gehüllte Gestalt, die ihn angrinste und mit einem Gegenstand nach ihm schlug. Arvon schrie überrascht auf und duckte sich unter dem Schlag hinweg.

Er rannte weiter, versuchte, die nächste Biegung nach rechts und dann wieder nach links zu laufen, doch er wurde die Gestalt nicht los.

»Finde dich damit ab, Junge. Du wirst sterben. Und alle, die dich unterstützen, werden ebenfalls sterben, hörst du? Ihr sterbt alle.«

Arvon schrie, während er weiter den tunnelartigen Gängen folgte, bis er an einem Ende des Weges endlich Licht sah und wie vom Pferd getreten darauf zustürmte. Als er das Licht erreichte, stellte er zu seiner Bestürzung fest, dass die Erde unter seinen Füßen verschwunden war und Arvon stürzte in ein bodenloses Loch.

Das Erste, was er sah, war das Gesicht seiner Mutter. Sorgenfalten standen auf ihrer Stirn, ihre Augen waren geweitet und rot, als hätte sie geweint. Ihr Haar fiel über ihre Schultern. Sie sagte etwas. Arvon verstand kein Wort. Er rieb sich die Augen, versuchte, sich aufzurichten, doch sie drückte ihn sanft in sein Kissen zurück.

Arvon wollte etwas sagen, doch sein Hals war vollkommen trocken und schmerzte. Er rieb ihn mit seiner Hand.

»W-was-ser...«, krächzte er heiser. Kurze Zeit später führte jemand einen Becher an seinen Mund und Arvon benetzte seine trockenen, aufgeplätzten Lippen mit dem kühlen Nass, bevor er gierig den ganzen Becher austrank. Sein Kopf dröhnte. Arvon stöhnte, bat um mehr Wasser. Erst jetzt erkannte er John,

der ihm den Becher abnahm und den Raum verließ. Wenig später kehrte er zurück und Arvon trank auch den zweiten Becher in einem Zug aus. Er fühlte sich, als hätte er tagelang nichts getrunken. Er hörte Annes Stimme.

»Wie bitte?« Arvon hatte kein Wort verstanden.

»Wie fühlst du dich? Wir haben uns große Sorgen gemacht.«

»Mein Kopf tut weh.«

»Das liegt vermutlich am Flüssigkeitsmangel. Er muss viel trinken«, hörte er John im Hintergrund.

Arvon schüttelte sich. Alles erschien ihm unscharf. Er richtete sich erneut auf, was jedoch Schwindel hervorrief und er ließ sich wieder zurücksinken.

»W-was ist denn passiert?«, fragte er unsicher. Er erinnerte sich, dass er geträumt hatte, aber an die Zeit danach konnte er sich kaum erinnern. Anne sah ihn sanft an.

»Du hattest hohes Fieber. Kannst du dich an was erinnern?«

Er überlegte angestrengt. »Ich... ich habe geträumt. Ich war in der Ladywood Road und wollte nach Hause, doch das Haus war verschwunden. Dann bin ich in den Buchladen gegangen und... ich weiß es nicht mehr.«

Anne und John nickten sich vielsagend zu.

»Kannst du dich noch an was anderes erinnern? Warum du in dem Buchladen warst?«

Arvon zögerte. »Nicht genau. Die Tür war offen und ich dachte... ich... bin jemandem dorthin gefolgt, glaube ich. Ich habe wirklich Kopfschmerzen...«

»Ist schon gut, Arvon. Wir müssen nicht sofort darüber reden.«

Sie lächelte unbeschwert, dann wandte sie sich John zu.

»Würdest du für mich Doktor Munroe holen, John? Ich denke, Arvon muss sich ausruhen und zu Kräften kommen.«

John nickte und wandte sich zum Gehen. Arvon wartete, bis er zur Tür hinausgegangen war, dann griff er nach der Hand seiner Mutter. Sie lächelte warm.

»Was machst du bloß für Sachen?«

Arvon antwortete nicht, er fühlte sich zu schwach, um etwas zu erwidern, seine Augen wurden ihm schwer und kurz darauf sank er langsam in den Schlaf zurück.

## Kapitel 21

Elizabeth nippte an ihrem viel zu süßen Tee und verzog das Gesicht, als sie die Tasse wieder auf dem runden Tisch absetzte. Ihr Blick ruhte auf Anne, mit der sie gemeinsam in Henrys Arbeitszimmer saß und die bereits seit einer viertel Stunde in ihrer Tasse rührte, ohne etwas getrunken zu haben. Henry bediente im vorderen Teil des Ladens einen Kunden.

Anne sah blass und abgemagert aus, sie hinterließ den Eindruck, als habe sie seit Tagen weder gegessen noch geschlafen. Ihr Anblick erinnerte Elizabeth an einen übernächtigten Hafenarbeiter, der nach einer durchzechten Nacht aus einer schmierigen Spelunke ans Tageslicht trat.

Sie fühlte mit ihrer Freundin, der die Sorge um ihren Sohn auch nach drei Tagen noch ins Gesicht geschrieben stand. Dunkle Ringe hingen unter Annes Augen, die von fehlendem Schlaf zeugten.

»Dann geht es Arvon besser?«, fragte sie, um der bedrückenden Stille ein Ende zu setzen, die in dem Raum vorherrschte. »Er scheint sich zu erholen.«

Anne sah müde von ihrer Tasse auf und nickte. »Er kommt langsam wieder zu Kräften. Zumindest körperlich scheint es ihm wieder besser zu gehen...«

»Aber...?« Liz war nicht entgangen, dass ihre Freundin den Satz nicht vollendet hatte. Anne starrte wieder in ihren Tee. Sorgenfalten standen in ihrem sonst hübschen Gesicht und es schien beinahe so, als sei Anne über Nacht zehn Jahre älter geworden.

»Anne?«, versuchte Liz es erneut.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie schließlich, »ich hab keinen Schimmer, was ich von der Sache halten soll. Ich...« Sie stockte kurz. »Ich glaube fast, Doktor Munroe könnte Recht haben.«

»Du meinst, Arvon ist wahnsinnig geworden? Über Nacht? Das kannst du nicht ernsthaft in Erwägung ziehen, Anne.«

Sie nahm einen weiteren Schluck Tee zu sich und betrachtete Anne eingehend, die nur mit den Schultern zuckte.

»Warum denn nicht? Was sonst könnte diese... Hirngespinnste erklären? Ich meine...«

Sie schwieg, schien wieder angestrengt nachzudenken. Die Tür schwang auf und Henry betrat das Arbeitszimmer. Elizabeth lächelte ihn an und Henry ließ sich neben sie in einen gepolsterten Sessel fallen, der ein protestierendes Ächzen von sich gab.

»Und hast du nicht auch mal in Erwägung gezogen, dass Arvon diese Dinge wirklich *erlebt* haben könnte, von denen er spricht?«

Anne lachte hysterisch auf. »Hörst du dir eigentlich zu, Liz? *Wirklich erlebt?* Ich soll glauben, dass mein Junge eine mysteriöse Frau an einem See getroffen hat? Oder dass diese Frau ihm die *Brust aufgerissen* hat? Ihm sein Herz entrissen hat? Denkst du wirklich, dass solche Schilderungen rational sind?«

Elizabeth spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss.

»Na ja, ich meine ja nicht, dass er sie *physisch* durchlebt hat. Aber er ist überzeugt, dass er diese Dinge erlebt hat. Und es könnte doch sein, dass er einfach nur Traum und Wirklichkeit nicht mehr auseinanderhalten kann.«

Henry sprang ihr zur Seite. »Sie müssen zugeben, Anne, dass diese Erklärung im Bereich des Möglichen ist. Immerhin hat Arvon seine Erzählungen sehr detailreich geschildert und es ist unwahrscheinlich, dass er sich das urplötzlich ausgedacht hat. Und wenn er beispielsweise im Schlaf gewandelt ist, dann erklärt das zumindest seinen nächtlichen Besuch hier im Laden. Schließlich behauptet er, dieser Frau hierher gefolgt zu sein. Und, so unglaublich das klingt, es bestätigt unsere Annahme, dass eine weitere Person hier gewesen ist. Hat er die Karte erwähnt, die wir gefunden haben?«

Anne schüttelte den Kopf. »Mit keinem Wort. Und ihr habt beide Recht, es *klingt* unglaublich und das *ist* es auch. Das kann doch alles nicht wahr sein. Wo soll denn diese ominöse Frau bitte sein? Ihr wollt mir ernsthaft einreden, es sei möglich, dass eine Art Gespenst hier durch Birmingham spaziert und meinen Sohn hierher geführt hat? Nein, das kann nicht sein. Ich liebe Arvon, aber ich fürchte, er hat den Verstand verloren. Ich kann nur hoffen, dass Doktor Munroe mit seiner Theorie Recht behält, dass es nur das Fieber war, das Arvon zu seinem nächtlichen Ausflug verleitet hat und dass er unter einer Art Wahnvorstellung gelitten hat. Vielleicht war er besessen? So etwas kommt vor, oder nicht?«

»Glaubst du das wirklich, Anne?«

Elizabeth sah ihre Freundin eindringlich an. »Er ist doch dein Sohn. Du kennst ihn am besten von uns. Macht er auf dich den Eindruck eines Besessenen?«

Anne rührte wieder in ihrem Tee.

»Ehrlich gesagt weiß ich nicht, was ich glauben soll. Arvon war fast einen ganzen Tag bewusstlos. Schon möglich, dass er sich im Traum irgendwelche Sachen zusammengesponnen hat, und das Fieber könnte diesen Wahn ausgelöst haben. Und dann ist es auch möglich, dass er meint, diese Dinge wirklich erlebt zu haben. Aber ich kann doch diese Geschichten nicht ernst nehmen. Ich bin eine rationale Frau. Es gibt entweder eine logische Erklärung für alles, oder er ist eben wahnsinnig geworden, von mir aus nur vorübergehend. Und so schwer es mir fällt, als Mutter über meinen Sohn zu sprechen, aber ich kann beim besten Willen keine vernünftige Erklärung finden. Also bleibt nur...«

Anne schluckte und ließ den Rest ungesagt. Elizabeth fühlte mit ihrer Freundin. Auch für sie gab es, wenn sie es sich ehrlich eingestand, keine vernünftige Erklärung für Arvons Geisteszustand. Doch als Freundin war es ihre Pflicht, Anne beizustehen und nach einer befriedigenden Antwort zu suchen, die Arvon nicht gleich wahnsinnig erscheinen ließ.

Dennoch führten Annes Zweifel dazu, dass auch sie sich hilflos fühlte und nicht wusste, wie sie ihr noch zureden konnte. Henry erhob sich und griff nach einem Päckchen, das auf seinem Schreibtisch lag.

»Egal, was es ist, wir sind uns doch einig, dass Arvon jetzt Zuwendung und Beistand benötigt. Ich bin überzeugt, dass etwas Ablenkung ihm guttut und dass er auf andere Gedanken kommen sollte. Also dachte ich, ein kleines Geschenk

könnte ihn sowohl aufmuntern, als auch ablenken.«

Er hielt Anne das in Zeitungspapier eingeschlagene Bündel hin. Anne sah auf, während sie das Päckchen entgegennahm.

»Ein Geschenk?«, fragte sie verwirrt.

»Ein Buch«, erwiderte Henry lächelnd. »Sehr naheliegend, finden Sie nicht? Er liebt Bücher und ich besitze welche.«

Henry lachte und auch auf Annes Gesicht zeichnete sich der Anflug eines Lächelns ab.

»Ich danke Ihnen, Henry. Ich glaube, das ist das schönste Geschenk, das ihm jemand machen kann. Ich werde es Arvon am besten gleich bringen. Der arme John ist seit fast drei Stunden bei ihm und ich bin sicher, er kann es kaum erwarten, endlich nach Hause entlassen zu werden.«

Elizabeth sprang auf. »Wie wäre es, wenn wir dich bringen, Anne? Henry und ich könnten dann vielleicht einen Tee mit meinen Eltern trinken, wenn wir schon dort sind.«

Sie wandte sich zu Henry um. »Sie würden dich sicher gerne kennen lernen.«

Henry sah auf seine Taschenuhr. »Nun, ich denke, ich könnte heute durchaus ein wenig früher Feierabend machen, also ja, ich bin einverstanden.«

Elizabeth lächelte. Ihr gefiel der Gedanke, noch mehr Zeit mit Henry zu verbringen. Sie traten hinaus und warteten vor der Ladentür, bis Henry wenige Minuten später herauskam und sein Geschäft abschloss.

## Kapitel 22

»Halt, warte... damit ich recht verstehe, es war ein Wald hier in Birmingham?«

Arvon seufzte und machte so seinem Unmut Luft. Er war es langsam satt, den Leuten seine Geschichte immer und immer wieder zu erzählen, nur um später in ihren Gesichtern ablesen zu können, was sie davon hielten. Alle, einschließlich seiner Mutter, hielten ihn für verrückt, selbst wenn sie das ihm gegenüber nicht zugaben. Doch Arvon sah es an ihren Gesichtsausdrücken, die sich umso mehr veränderten, je länger sie ihm zuhörten.

Eigentlich hatte er niemandem was erzählen wollen, aber seine Mutter hatte ihn mit ihren Fragen so sehr bedrängt, dass er schließlich nachgegeben und einige Details seiner Traumgesichter preisgegeben hatte. Diese hatte alles brühwarm weitererzählt, zunächst Mister Pearsson und Elizabeth und schließlich sogar Doktor Munroe und jeder war gekommen, um ihm dieselben Fragen zu stellen und sich mit demselben ungläubigen Gesichtsausdruck von ihm zu verabschieden.

Arvon verschränkte gereizt die Arme vor der Brust. Warum konnte seine Mutter es nicht einfach für sich behalten? Er fühlte sich verraten. Er hatte sich ihr mit einer unglaublichen Geschichte anvertraut und sie musste gleich loslaufen und es dem Erstbesten erzählen.

John war jetzt seit zwei Stunden bei ihm. Anfangs hatte Arvon vorgetäuscht zu schlafen, doch irgendwann war ihm das zu blöd geworden. Wenn ihn ohnehin selbst seine Mutter für verrückt hielt, und es sicher bald die halbe Stadt wissen würde, kam es auf einen mehr nicht an. Entgegen seinen Erwartungen hatte John jedoch nicht wie die anderen reagiert. John hatte sich aufmerksam alles angehört und sich Notizen gemacht.

Er schien sogar ernsthafte Begeisterung zu empfinden, die er dadurch zum Ausdruck brachte, dass er hier und da ein Detail noch genauer in Erfahrung zu bringen versuchte. Arvon bemerkte Johns fragenden Blick und zwang sich ins Hier und Jetzt zurück.

»Also«, begann er und sammelte seine Gedanken. »Der Wald befindet sich vermutlich nicht *wirklich* in Birmingham. Aber nachdem ich den Wald hinter mir gelassen habe, da war ich auf einmal in Birmingham. Ich weiß nicht, wie das möglich ist, aber so war es.«

John nickte und machte sich Notizen. »Ich verstehe. Erinnerst du dich, wo in Birmingham du warst?«

»Ja, es war das Covered Water Reservoir. Ich bin einmal dort gewesen und habe es daher erkannt.«

Arvon vernahm das Kratzen von Feder auf Papier, John machte sich erneut Notizen.

»Das Covered Water Reservoir... es gibt dort tatsächlich ein Waldstück. Wäre es möglich, dass du dort warst?«

Arvon dachte darüber nach, schüttelte aber den Kopf.

»Ich kann mir das nicht vorstellen. Andererseits war ich zu verwirrt, um klar

zu denken. Ich war überrascht, dass ich urplötzlich in Birmingham war.«

»Ist schon in Ordnung, Arvon. Erzähl bitte weiter. Woran erinnerst du dich noch?«

»Hmm, ich bin die Reservoir Road entlang gegangen. Ich wollte nur noch nach Hause. Die Straßen waren menschenleer und ich weiß, dass es still war. Geradezu unheimlich. Es war vollkommen windstill und kein einziges Geräusch war zu hören. Nicht mal eine Katze oder irgendein anderes Tier. Als ich dann in der Ladywood Road war und zu unserem Haus wollte... da war... es war... einfach nicht da.«

John schien etwas fragen zu wollen, bedeutete Arvon dann jedoch, fortzufahren.

»An der Ecke zur Beaufort Road habe ich Leandra dann wieder gesehen. Zumindest dachte ich das. Ich habe gerufen, doch sie war bereits in die Straße eingebogen. Ich bin ihr weiter gefolgt, was hätte ich sonst auch tun sollen? Als ich die Ecke erreichte, sah ich sie im Buchladen verschwinden. Gemerkt habe ich das erst, als ich selbst vor dem Geschäft stand. Die Tür stand einen Spalt offen und ich fühlte, dass ich hinein gehen musste, wenn ich diese Angelegenheit beenden wollte. Doch im Laden war niemand.«

Arvon fasste sich an die Schläfen. Er hatte sich in den letzten zwei Tagen gut erholt, doch jetzt fühlte er, wie er langsam Kopfschmerzen bekam. Die ganze Fragerei nervte ihn, doch etwas sagte ihm, dass John der Einzige war, der seine Geschichte ernst nahm.

»Ich sah einen Lichtschimmer in Mr Pearssons Arbeitszimmer und betrat es. Dort brannten Kerzen auf dem Schreibtisch, aber es war niemand im Raum. Ich ging zu dem Pult... da lag... eine alte Karte. Ich weiß, dass ich sie mir angesehen habe. Da stand etwas geschrieben. Danach wurde alles schwarz und an mehr erinnere ich mich nicht.«

John schrieb noch etwas auf und betrachtete seine Notizen.

»Faszinierend. Ich wünschte, ich hätte das miterlebt«, sagte er schließlich und blickte zur Decke auf.

Arvon rollte mit den Augen. »Bitte, John... mir ist bewusst, wie sich das anhört und auch, was jeder darüber denkt. Sogar meine Mutter glaubt, ich habe den Verstand verloren. Du musst nicht so tun, als würdest du mir glauben.«

John legte den Zettel beiseite und sah Arvon direkt an. »Ich halte dich nicht für wahnsinnig, Arvon. Ich glaube, dass du alles wirklich erlebt hast, auch wenn ich es nicht erklären kann. Aber es muss etwas sein, das nicht gleich mit Wahnsinn abzutun ist. Eine Art Wachtraum oder eine andere Bewusstseinssebene. Immerhin warst du in dem Buchladen, das lässt sich nicht leugnen. Etwas muss also an deiner Erzählung dran sein.«

Arvon versuchte, in Johns Gesicht etwas abzulesen, das darauf hindeutete, dass er ihn auf den Arm nahm, konnte jedoch nichts Unaufrichtiges darin finden.

*Vielleicht ist er wirklich der Einzige, der dich ernst nimmt.*

»Sag mir eins, Arvon... Leandra... wie sieht sie aus? Ich möchte wirklich alles erfahren.«

Arvon schüttelte müde den Kopf. »Es tut mir leid John, ich würde gerne eine kurze Pause machen. Ich habe Kopfschmerzen und bin müde. Ich erzähle dir später mehr darüber, versprochen.«

Arvon sah die Enttäuschung in seinem Gesicht, dennoch nickte John. »In Ordnung, ich lasse dich erst mal allein. Soll ich dir etwas bringen? Ein Glas Wasser vielleicht?«

Arvon nickte nur müde und John verließ den Raum.

Kurz darauf saß John in Annes Küche und überflog noch einmal seine Notizen. Die Frau, die Arvon im Traum gesehen hatte, beschäftigte ihn noch immer und er konnte es kaum erwarten, mehr über sie zu erfahren. Auf dem schwarzen Holztisch lag die Karte aus dem Buchladen und der Stammbaum, den Anne ihm gezeigt hatte.

*Er erinnert sich an die Karte. Es ist unmöglich, dass er sich das ausgedacht hat. Die Frage ist, wie hat er all das erlebt? Es gibt keine logische Erklärung für diese Frau. Dennoch scheint er ihr gefolgt zu sein.*

Er erschrak leicht, als Anne hinter ihm auftauchte und ihre Hand auf seine Schulter legte.

»Mrs... Anne... ich habe nicht bemerkt, dass Sie da sind.«  
Sie lächelte. »Tut mir leid, wenn ich dich erschreckt habe. Wie geht es Arvon?«

»Es scheint ihm besser zu gehen, wenn ich mir erlauben darf, das zu beurteilen.«

»Und was hältst du von seinem Traum? Es klingt so... befremdlich, oder? Er kann doch nicht bei klarem Verstand sein, wenn er glaubt, das alles erlebt zu haben, oder?«

John, dem die Sorge in Annes Gesicht nicht verborgen blieb, schüttelte den Kopf.

»Ich persönlich halte ihn für vollkommen klar, Anne.«

Sie prustete los. »Das kann nicht dein Ernst sein, John. Eine mysteriöse Frau an einem See? Die ihm das Herz herausgerissen hat?«

John spürte wie das Blut in seine Wangen schoss. »Na ja, ich sage ja nicht, dass ihm *wirklich* das Herz entnommen worden ist. Vielleicht war es eine Art Vision oder ein Wachtraum. Eine Erscheinung. Hat er Ihnen erzählt, dass er am Covered Water Reservoir war?«

Anne sah ihn überrascht an. Davon hörte sie scheinbar zum ersten Mal. »Das in der Reservoir Road? Hat er das gesagt?«

John nickte. »Er hat es erkannt, als er in seinem Traum aus dem Wald gelaufen ist. Und am Covered Water Reservoir gibt es tatsächlich einen Wald. Ich halte es für möglich, dass er schlafgewandelt ist und sich in dem Wald befand, als er die Erscheinung von der Frau hatte. Und die Erlebnisse dort, also dass die Frau sein Herz entnommen hat, waren nur Teil seines Traumes.«

Anne schien angestrengt darüber nachzudenken. »Du glaubst, dass er die Wahrheit sagt? Aber findest du nicht, dass das alles etwas weit hergeholt ist?«

»Keinesfalls. In seinem Traum ist er der Frau gefolgt und fand sich am

Reservoir wieder. Er ist ihr bis zum Buchladen gefolgt, doch als er hineinging, war dort niemand. Die *Erscheinung* war fort, wie ein Geist. Aber Arvon erinnert sich an die *Karte*. Er sagt, sie habe in Mister Pearssons Arbeitszimmer gelegen.«

Wieder sah Anne erstaunt auf. »Hat er das erzählt? Das hat er mir gegenüber nie erwähnt.«

John nickte. »Er hat die Karte von sich aus erwähnt. Danach, sagt er, weiß er nichts mehr. Aber das bedeutet, dass er das alles wirklich erlebt hat. Es deckt sich mit dem, was wir herausgefunden haben und es erklärt, wer vor Arvon im Buchladen war, so unlogisch uns das vorkommt. Ich kann es mir nur so erklären, dass er eine Art Geistwesen gesehen hat.«

John sah die Zweifel, die sich auf Annes Gesicht widerspiegelten. Er verstand sie. Sie war gewiss eine kluge Frau und sie versuchte alles mit ihrem Verstand zu erklären. Sie tat sich sichtlich schwer mit dem Gedanken, ihr Sohn könne einen Geist gesehen haben. Für sie musste es wesentlich vernünftiger erscheinen, ihn für verrückt zu halten.

»Ich weiß nicht, John... ein *Geist*? Das erscheint mir ziemlich... unvernünftig. Ich kann das nicht glauben. Hat er denn etwas über die Karte gesagt? Zu dem, was darauf steht?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, über diese merkwürdigen Runen hat er nichts gesagt.«

»Das dachte ich mir. Er kann uns dabei also nicht helfen. Wenn wir wenigstens wüssten, was diese Schriftzeichen bedeuten...«

Sie sah sich noch einmal die Runen auf der Karte an.

»Suche hier.«

John und Anne fuhren gleichzeitig herum. Arvon stand auf der Schwelle zur Küche und sah sie mit einer Mischung aus Trotz und Gleichgültigkeit an. Anscheinend hatte er ihre Unterhaltung gehört.

»Da steht: Suche hier,« wiederholte Arvon, als John und Anne sich nur verständnislos ansahen. John war der Erste, der einen klaren Gedanken fasste.

»Woher weißt du das? Keiner von uns hat nur die leiseste Ahnung, was für Zeichen das sind oder was für eine Sprache es ist.«

»Leandra hat es mit beigebracht.«

John überlegte kurz. »Du meinst, sie hat dir gesagt, was diese Zeichen bedeuten?«

Arvon schüttelte den Kopf. »Nein, ich meine, sie hat es mir *beigebracht*. Als sie mein Herz genommen und in dem See gewaschen hat...«

»Ach, Arvon«, stöhnte Anne, doch John unterbrach sie, bevor sie ihren Satz vollenden konnte.

»Du meinst, sie hat dich diese Sprache *gelehrt*? Nicht nur die Bedeutung der Runen hier?«

Er nickte. Anne wollte wieder etwas einwerfen, doch John bedeutete ihr mit einer Handbewegung, zu schweigen. »Sag mir bitte«, wandte er sich an Arvon, »hast du dieses Stück Leder schon mal gesehen?«

Arvon trat näher an den Tisch heran und beugte das ausgebreitete Leder mit der Ahnentafel darauf. »Nein, das sehe ich zum ersten Mal. Wo habt ihr das her?«

John antwortete nicht darauf. »Sieh dir bitte die Zeile da oben einmal an. Direkt unter dem Wappen.«

Arvon beugte sich noch weiter vor, um die verblassten Zeichen besser entziffern zu können. Anne murmelte etwas, doch John bedeutete ihr mit einem Blick, sich zurückzuhalten.

»Mae ilinn'yall y brenyono'edd«, las Arvon vor. »Die Linie des Königshauses.«

John lächelte Anne zu, der sämtliche Gesichtszüge entglitten. Sie bebte, als sie ihren Sohn bei den Schultern packte und ihn zu sich herumriss.

»Was hast du gesagt? Soll das heißen, du kannst das wirklich *lesen*? Das... das ist doch...«

»Unmöglich? Verrückt? Wahnsinnig?«

Jedes seiner Worte schien Anne einen Stich ins Herz zu versetzen und sie wandte sich verschämt ab, während Arvon sich wieder der Ahnentafel zuwandte.

»Alatar... Inar... Cadan...«

Er brach abrupt ab und sog hörbar die Luft ein. Anne wurde zunehmend blasser.

»Hast du was entdeckt?«, fragte John neugierig, doch Arvon schien ihn nicht zu hören. Er sah, wie Arvon mit der Hand über eine Stelle auf dem Leder fuhr. »Rodan«, las er gedankenverloren. »Aber... das ist mein Vater.«

Anne fuhr herum, sämtliche Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen und ihre Lippen bebten. »Das... das *kannst* du nicht wissen...«, stammelte sie im Flüsterton, »das kannst du *unmöglich* wissen. Ich habe dir nie etwas darüber erzählt.«

Er wandte sich ihr zu und zuckte mit den Schultern, bevor er ihr den nächsten Stich versetzte. »Wie du siehst, war das auch gar nicht nötig. Leandra hat es mir gesagt. Sie sagte, ich bin Rodans Sohn. Der Sohn des Königs.«

John sah, wie Anne die Augen verdrehte. Er sprang beherzt auf sie zu und fing sie auf, bevor ihr Kopf auf dem harten Boden aufschlagen konnte.

»Du hättest es ihr schonender sagen können.«

Gemeinsam hatten sie Anne ins Bett gebracht, John fächelte ihr Luft zu, während Arvon nur dastand und gleichgültig mit den Achseln zuckte.

»War es vielleicht taktvoll von ihr, mich als Verrückten zu bezeichnen?«

»Trotzdem, Arvon, sie ist deine Mutter. Sie hat sich Sorgen gemacht.«

John sah Arvon tadelnd an, doch diesen schien das nur noch mehr anzustacheln. »Genau! Sie ist meine Mutter! Ich habe mich ihr anvertraut, und was hat sie getan? Sie hat mich im Stich gelassen. Sie hat es nicht nur allen möglichen Menschen erzählt, sie hat mich auch für wahnsinnig gehalten. Meine

eigene Mutter hat an mir gezweifelt.«

John zuckte zusammen, erschrocken über die Härte, mit der Arvon argumentierte, auch wenn er seinen Ärger nachvollziehen konnte. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, ob Arvon wirklich erst dreizehn war. Für sein Alter wirkte er manchmal unglaublich reif und erwachsen. Doch wenn es stimmte, dass er diese Träume seit seiner Kindheit hatte, dann lag es womöglich daran, dass sein Verstand einen deutlich größeren Sprung gemacht hatte als sein Körper.

»Ich weiß, Arvon«, versuchte er, ihn zu beruhigen. »Natürlich hätte sie anders reagieren sollen. Aber du musst sie verstehen... Sie war überfordert. Es war zu viel für sie. Und du musst zugeben, dass deine Schilderungen so unglaublich waren...«

»Ich weiß, wie sich meine Geschichte anhört«, unterbrach er ihn barsch, »sie hätte zumindest so tun können, als würde sie es glauben. Stattdessen rennt sie zu diesem Arzt und verkündet es dann noch der halben Welt. Jetzt weiß sie, dass ich nicht verrückt bin, und ich finde es nur gerecht, dass sie es so erfahren hat.«

John zog es vor zu schweigen. Er wandte sich wieder Anne zu, die sich im Bett regte. Sie schlug langsam die Augen auf, sah erst John und anschließend Arvon an. Ihr Gesicht war blass und sie rang nach Worten.

»Arvon... ich... verzeih mir.«

Sie kämpfte gegen die Tränen an und Arvons Gesichtszüge wurden schlagartig weicher. Die Kälte, mit der er zuvor gesprochen hatte, war verflogen.

»Ist schon gut, Mutter. Mir tut es leid, dass ich sauer war.«

Er druckste verlegen rum, trat von einem Fuß auf den anderen und sah zu Boden. Einen solchen Wandel seines Gemütszustandes hatte John nicht erwartet, nachdem dieser zuvor so hart reagiert hatte. Andererseits war Arvon eben doch noch ein Kind, ein Junge. Wahrscheinlich war es normal, dass er im ersten Moment wütend und beinahe beängstigend erwachsen gewirkt hatte, während er jetzt wieder der kleine Junge war, der nicht begriff, was eigentlich los war.

»Arvon? Sag mir, weißt du, wo er ist? Dein Vater?«

Sie sah Arvon hoffnungsvoll an, der jedoch nur den Kopf schüttelte. »Nein. Leandra sagt, er ist verschollen. Sie hat mir sein Gesicht gezeigt. Am Steinkreis. Er hatte eine Narbe über dem rechten Auge und sein Haar war lang und schwarz.«

Annes Blick wurde verträumt. »Das ist er... Rodan. Die Narbe war frisch, als ich ihn das erste Mal sah. Mein Gott... du hast die ganze Zeit die Wahrheit gesagt und ich habe dir nicht geglaubt. Es tut mir so leid, Arvon. Ich werde nicht wieder an dir zweifeln.«

John wagte nicht, die peinliche Stille zu durchschneiden, und er war froh, als Anne nach einigen Sekunden etwas sagte.

»Aber eines wüsste ich gerne, Arvon... was... ich meine, warum das alles? Welchen Zweck hatten deine... Begegnungen mit dieser Frau?«

»Ich... soll nach etwas suchen, das meinem Vater gehört. Ein Schwert. Ich bin nicht sicher, was sie damit vorhat, aber es scheint wichtig zu sein, dass ich es finde. Die Karte ist der einzige Hinweis, den ich habe.«

John fühlte Begeisterung in sich aufwallen. Nun, da klar war, dass Edith von hier fortziehen würde, was hielt ihn da noch an diesem Ort? Etwas Großes könnte ihn erwarten, wenn er sich Arvons Suche anschloss. Das wusste er und er wollte einfach nur weg aus Birmingham.

»Dann müssen wir nach Schottland«, stellte er daher fest. Arvon nickte. Anne seufzte und schwieg. Sie schien mit sich selbst zu ringen.

»Das ist doch...«, brach es aus ihr heraus. »Ich soll wirklich alles aufgeben, was ich uns hier aufgebaut habe, nur um...«

John räusperte sich und sah Anne eindringlich an. Sie schwieg betreten, sah erst John und dann Arvon an. Schließlich holte sie tief Luft.

»Also gut. Ich habe versprochen, dich zu unterstützen, Arvon. Wenn es hilft, diesem Alptraum ein Ende zu setzen, werde ich dir helfen. Aber nur unter einer Bedingung. Wenn wir es nicht finden... wenn da nichts ist und deine Suche erfolglos bleibt, dann kehren wir zurück und dann ist Schluss mit dieser ganzen Sache. In Ordnung?«

Ein Lächeln huschte über Arvons Gesicht. »Einverstanden.«

## Kapitel 23

### Isle of Mull

Gary Oldman stand an der Bucht von Kintra auf der Isle of Mull und hielt seinen feuchten Zeigefinger in den Wind, der den nahenden Herbst ankündigte. Der alte Fischer hatte nur noch drei Zähne, weshalb er auf diesem Teil der Insel nur als Threetooth bekannt war. Sein langer, grauer Bart wogte im Takt des Windes, Gischt und getrockneter Möwenkot hatten sich darin verfangen und der Buckel auf Garys Rücken ließ ihn einen ganzen Kopf kleiner erscheinen, als er in Wahrheit war.

Kurzum: Er bot einen erbärmlichen Anblick, doch Gary Oldman galt als der erfahrenste Fischer in Fionnphort. Threetooth zog eine seiner buschigen grauen Augenbrauen nach oben und verzog die Lippen zu einem bitteren Grinsen. Er wandte sich Anne zu, die neben John stand und auf das Ergebnis von Garys geistigen Anstrengungen wartete.

Oldman schüttelte den Kopf und Anne stöhnte auf. Drei Wochen waren seit Arvons nächtlichem Erlebnis vergangen. Anne hatte in dieser Zeit sämtliche Vorbereitungen für ihre Reise nach Schottland getroffen. Einen beträchtlichen Teil dessen, was sie während ihrer Zeit in Birmingham angespart hatte, hatte sie mitgenommen. Sie hatte für sich, Arvon und John Zugtickets von Birmingham nach Liverpool besorgt, von wo sie vor einer Woche mit dem Schiff Richtung Schottland aufgebrochen waren.

Wider Erwarten hatte Anne es genossen, nach so langer Zeit aus Birmingham raus zu kommen, und sie hatte zwischenzeitlich sogar Johns Begeisterung geteilt und sich mit Feuereifer in die Vorbereitungen gestürzt. Einzig Pater Francis hatte Anne bearbeiten müssen, doch auch dieser hatte irgendwann eingelenkt und John schließlich erlaubt, sie und Arvon zu begleiten. Unter der Prämisse, dass John nach seiner Rückkehr den verpassten Unterricht durch zusätzlichen Privatunterricht nachholte.

Besonders die Schiffsreise hatte in Anne längst vergessene Erinnerungen an ihre Kindheit geweckt und sie hatte die meiste Zeit auf dem Deck gestanden und in die Ferne geblickt. Doch die anfängliche Begeisterung war mittlerweile verflogen. Sie saßen bereits seit zwei Tagen in der kleinen Ansiedlung Fionnphort auf der Isle of Mull fest und hofften, dass einer der Fischer sie zur Insel Staffa übersetzen würde. Doch Anne hatte das Wetter unterschätzt, das auf den inneren Hebriden oft wankelmütig war. Alle Fischer, die sie im Dorf gefragt hatten, hatten sich geweigert, bei den derzeitigen Bedingungen aufs Meer zu fahren.

In dem Gasthaus, in dem sie sich eingemietet hatten, hatte man sie schließlich an Threetooth verwiesen. Er sei der Erfahrenste auf seinem Gebiet und wenn es einer wagte, bei den momentanen Winden aufs Meer zu fahren, war es Gary Threetooth Oldman. Seit zwei Tagen kamen sie nun zur Bucht unweit des Dorfes und warteten darauf, dass Gary seine Prognosen abgab und sie zu der nur wenige Kilometer entfernten Insel brachte.

Doch Oldman dachte scheinbar nicht daran, dies zu tun. Stattdessen stand er jedes Mal fast zehn Minuten auf dem hölzernen Steg und reckte seinen

angelutschten Finger in den wolkenlosen Himmel. Ein Ritual, das bisher jedes Mal mit demselben bedauernden Kopfschütteln endete.

»Ich bitte Sie, Mister Oldman, wo liegt denn diesmal das Problem?«, fragte Anne mit einer Spur Verzweiflung in ihrer Stimme. »Die Sonne strahlt und es ist kein einziges Wölkchen am Himmel.«

John starrte unverhohlen auf den Bart des alten Fischers, in dem sich ein Kotstück besonders hartnäckig festgesetzt hatte und auch Anne hatte ihre liebe Mühe, ihren Blick davon abzuwenden. Der Alte lächelte zahnlos und nuschelte irgendwas Unverständliches in seinen Bart. Anne rollte genervt mit den Augen. Ihre Laune war bereits im Keller, sie wusste nicht mal mehr, warum sie sich überhaupt auf dieses Unterfangen eingelassen hatte.

»Wie bitte? Würden sie das noch einmal wiederholen?«

»Es wird Sch-turm geben. Zu gefährlich, Lady.«

Anne reckte ihre Arme gen Himmel und drehte sich verzweifelt im Kreis, während ihre Augen den wolkenlosen Himmel absuchten. »Was für ein Sturm, verdammt? Es ist Anfang August, der Himmel ist wolkenlos und es weht nur eine kleine Brise! Wie gut muss das Wetter denn werden, damit sie uns nach Staffa bringen?«

Oldman lachte. »Ob Sie nun wollen oder nicht, ein Sch-turm zieht auf und ich werde nicht rausfahren.«

Anne wollte bereits wieder aufbrausen, doch im nächsten Moment spürte sie Johns Hand auf ihrem Arm.

»Lassen Sie es gut sein, Anne. Es hat ja doch keinen Sinn, verscherzen wir es uns nicht mit Mister Oldman. Wenn wir ihn verärgern, wird er uns vielleicht gar nicht fahren und dann sitzen wir hier fest. Gehen wir zurück und essen eine Kleinigkeit. Morgen ist auch noch ein Tag, so Gott will.«

Sie seufzte. »Gut, Mister Oldman, Sie haben gewonnen. Sie sind hier schließlich der *Experte*. Ich hoffe doch sehr, das Wetter wird morgen mitspielen.«

»Das weiß nur der liebe Gott, Lady«, gab der Alte grinsend zurück. Anne nickte wortlos und wandte sich mit John zum Gehen.

»Du bist zu gutgläubig, John«, sagte sie, als sie sich von der Bucht entfernten. »Sieh dich um, das Wetter könnte besser nicht sein. Der alte Mann spielt mit uns. Er weiß genau, dass niemand bereit ist, uns nach Staffa zu bringen und wir auf seine Hilfe angewiesen sind. Dieser zahnlose Wucherer will sicher nur einen höheren Preis herausschlagen.«

Sie hakte sich bei John unter, um auf dem steinigen Untergrund nicht ins Stolpern zu geraten. »Das mag ja sein, Anne, aber trotzdem dürfen wir ihn nicht zu sehr verärgern. Sie sagten es gerade selbst, er ist der Einzige, der überhaupt bereit ist uns überzusetzen. Und selbst wenn es stimmt, dass er nur einen besseren Lohn aushandeln will, wer könnte es ihm verdenken? Die Menschen hier leben vom Fischfang und dem, was ihre Insel sonst noch hergibt und das ist wahrscheinlich nicht viel.«

Ein paar Leute kamen ihnen entgegen, die sie argwöhnisch beäugten. Sie waren anscheinend seit langem die ersten Fremden, die diese Insel hier gesehen

hat.

»Weißt du, John, wenn ich ehrlich bin, geht es weniger um den alten Mann. Ich habe einfach Angst. Ich bin nach wie vor überzeugt, dass wir nichts finden werden und dass Arvon dann hoffentlich Ruhe gibt. Aber was, wenn dieses Schwert tatsächlich dort ist? Wäre es dann damit getan? Wäre alles vorbei und wir kehren nach Birmingham zurück? Das glaube ich nicht. Vielmehr gibt es dann erst recht kein Zurück mehr und das macht mir Angst. Ich bin fast froh um jeden Tag, den wir noch länger hierbleiben können.«

Es tat ihr gut, sich jemandem anzuvertrauen, von dem sie wusste, dass er sie verstand.

»Wissen Sie, Anne, ich finde die Frage, die sie sich stellen sollten, ist die, ob Sie überhaupt zurück wollen?«

Anne verstand nicht. »Was meinst du? Wo soll ich denn sonst hin? Birmingham ist meine Heimat, ich habe dort Freunde, eine Arbeit, Arvon geht zur Schule und lernt etwas Anständiges. Es ist das Beste, was für uns möglich ist.«

Johns Mundwinkel verzogen sich zu einem bitteren Lächeln. »Darf ich Ihnen etwas verraten? Ich wollte auch deshalb mit auf diese Reise kommen, weil mich nichts mehr in Birmingham hielt. Die Frau, die ich liebe, darf ich bis zu meiner Volljährigkeit nicht mehr treffen und nun hat sie mir auch noch gesagt, dass sie die Stadt verlassen wird. Ich habe mich deshalb so für Arvons Geschichte fasziniert, weil sie mich von meinen eigenen Sorgen abgelenkt hat. Und weil sie mir einen Ausweg aufgezeigt hat, eine Möglichkeit, Edith zu vergessen. Ich *wollte*, dass seine Geschichte wahr ist, um einen Grund zu haben, Birmingham zu verlassen.«

Anne sah, wie er rot anlief. »Mein Gott, John, du bist verliebt? Und wegen einer Frau willst du alles aufgeben? Nur weil du sie nicht mehr sehen kannst? Findest du das nicht egoistisch? Ich meine, was ist mit deinem Bruder?«

John winkte ab. »Ach, Hilary kommt zurecht. Und ich will ja nicht für immer fortbleiben. Aber solange Edith noch dort wohnt... ich konnte ihr nicht mehr unter die Augen treten, ohne dass es mich innerlich zerreißt. Aber ich bin erst sechzehn, Anne. Soll ich die Schule besuchen und dann ein Leben lang einen Beruf ausüben und der Frau hinterhertrauern, in die ich verliebt bin? Soll das alles sein, was wir vom Leben erwarten dürfen? Diese Reise bietet vielleicht ein großartiges Abenteuer, von dem ich später allen erzählen werde... zumindest ist sie eine willkommene Abwechslung, um den Kopf frei zu bekommen. Was es auch ist, ich bin dankbar, der stickigen Stadt zumindest für ein paar Tage entkommen zu sein. Genießen Sie doch die unvergleichliche Landschaft, Anne. Wollen Sie wirklich zurück? Zu diesem Industriellen und weiter vor ihm katzbuckeln? Ist das das Leben, das Sie sich immer vorgestellt haben?«

Anne spürte, wie die Wut in ihr aufstieg. Die Hitze kroch ihr ins Gesicht und ihr Augenlid fing an zu flattern. »Das geht jetzt aber zu weit, John. Nicht nur, dass du meine Arbeit schlecht machst, du bezeichnest mich auch als *Kriecherin*? Ich sage dir mal was, John, mein Vater war ein angesehener Kaufmann aus London, wir waren vielleicht nicht reich, aber wir hatten genug, um ein angenehmes Leben zu führen. Es hat mir nie an etwas gefehlt, ich hatte ein erfülltes Leben, voller Reisen und Abwechslung und ich habe bereits mehr

von der Welt gesehen, als du dir je erträumt hast.«

»Mit Verlaub, *Mrs Brentford*, wenn Sie doch so ein wunderbares Leben hatten, warum sind Sie dann überhaupt nach Birmingham gekommen?«

Noch ehe John Gelegenheit bekam, seine Worte zu bereuen, versetzte Anne ihm eine schallende Ohrfeige. Einige Leute drehten sich zu ihnen um. John hielt sich seine Wange, auf der zu Annes Genugtuung bereits ein roter Fleck in Form ihrer Hand erschien. Einmal in Rage hob sie drohend den Zeigefinger und schrie John an, es war ihr egal, dass sämtliche Blicke auf sie gerichtet waren.

»Du *wagst* es, so mit mir zu sprechen? Du hast nicht das Recht, über mich zu urteilen, John. Und du hast nicht das Recht so mit mir zu reden! Du hast *nicht das Recht!*!«

Ohne ihm Gelegenheit zum Antworten zu lassen wandte sie sich um und stapfte davon.

Mit einem lauten Aufschrei erhob sich die Mantelmöwe in den Nachmittagshimmel. Verglichen mit dem anderen Vogel, der gerade mal die Größe einer Taube hatte, erschien die Möwe geradezu riesig. Sie breitete die Flügel aus und segelte majestätisch über dem Wasser, ihr Ziel fest im Blick. Der schwarze Vogel mit dem orangefarbenen Schnabel flatterte mit seiner aus kleineren Fischen bestehenden Beute davon. Die mehr als doppelt so große Möwe nahm die Verfolgung auf, wobei sie dem Papageientaucher an Kraft und Geschwindigkeit deutlich überlegen war. Ein weiterer durchdringender Schrei begleitete den Angriff der Möwe bei diesem ungleichen Kampf und nach weniger als zwei Minuten war das Spektakel bereits vorbei. Der Papageientaucher krächzte hilflos, als die Möwe ihn mit ihrem Gelben Schnabel fest packte, sein Zappeln ließ bald darauf nach und die Möwe zog mitsamt ihrer Beute davon. Fasziniert beobachtete Arvon die Szenerie am Himmel, die ein für ihn beeindruckendes Naturschauspiel darbot. So etwas gab es in den Straßen von Birmingham nicht zu sehen. Gilian erklärte ihm gerade, dass die Papageientaucher nur zu dieser Jahreszeit hier nisteten.

»Man findet sie nur im Sommer hier. Vielleicht bleiben sie bei den ungewöhnlich milden Temperaturen dieses Jahr länger, wer weiß?«

»Und der andere Vogel?«, fragte Arvon, ohne seinen Blick abzuwenden.  
»Die Möwe? Ich dachte, die fressen nur Fische.«

Gilian lächelte. »Mantelmöwen sind Allesfresser. Lebendig oder tot, Fische oder kleinere Vögel, völlig egal, alles ist als Beute gut für sie. So ist der Lauf der Natur.«

Sie zuckte mit den Schultern. Wind zog auf und ließ ihre roten Haare flattern und Gilian wischte sich eine widerspenstige Strähne aus der Stirn. Sie war die Tochter des Wirtes im Gasthaus *zum Eissturm*, in dem Arvon, John und seine Mutter Gästezimmer bezogen hatten. Ihre helle Haut war mit Sommersprossen gesprenkelt und die winzigen Lachfältchen um ihre Mundwinkel zuckten leicht, als sie ihren Blick zum Himmel richtete.

»Wir sollten zurückgehen. Der Wind dreht, gut möglich, dass das Wetter umschlägt.«

Arvon betrachtete erstaunt den wolkenlosen Himmel. »Umschlagen? Wie kann das sein? Es ist so ein schöner Tag.«

Gilian kicherte. »Das sind die Hebriden. Hier wechselt das Wetter ständig. Im einen Moment ist es wolkenlos und sonnig, und im nächsten zieht ein Sturm auf. Es ist unberechenbar, aber wir haben hier ein gutes Gespür dafür. Wir müssen ja auch das ganze Jahr mit den Launen der Natur leben. Ich denke, es ist besser, wenn wir zurückgehen. Vielleicht täusche ich mich, aber wir sollten kein unnötiges Risiko eingehen. Außerdem wartet mein Vater sicher schon. Er hat viele Talente, aber kochen gehört nicht dazu.«

Sie lachte und wandte sich bereits zum Gehen, ohne eine Antwort abzuwarten. Arvon blickte noch einmal kurz zum Himmel, bevor er resigniert mit den Schultern zuckte und Gilian folgte. Der felsige Untergrund erforderte Geschick, doch Arvon schritt mit einer Leichtigkeit darüber hinweg, als sei er schon seit Ewigkeiten auf Mull. Die Insel gefiel ihm, auch wenn sie ihm verglichen mit der Stadt ziemlich trostlos erschien. Doch die Menschen waren herzlich und gastfreundlich. Niemand schloss seine Türen ab, Kriminalität, in Städten wie Birmingham oder London an der Tagesordnung, gab es hier nicht, jeder kannte jeden, und die Leute vertrauten einander. Das mussten sie auch, hatte Gilian ihm erklärt, hier waren sie verdammt, von dem zu leben, was die Insel und das Meer ihnen gaben, oft reichte es gerade aus, um die Dorfbewohner zu versorgen. Im Sommer fuhren die Männer raus, um Krabben und Hummer zu fangen. Doch im Winter litten die Menschen oft Hunger. Es gab hier nur zwei Boote, und die gehörten der Gemeinschaft. Gilian hatte ihm erklärt, dass hier jeder seinen Teil beitragen musste, damit es allen Bewohnern des Dorfes einigermaßen gutging. Nachbarschaft und die Hilfe untereinander waren der Grundpfeiler ihrer Gesellschaft. Sie wartete ein Stück weiter an der Weggabelung, die zum Dorf führte. Arvon sah ihr an, dass etwas sie beschäftigte. »Darf ich dich was fragen?«

Er nickte.

»Ich frage mich das, seit ihr angekommen seid. Was wollt ihr auf Staffa? Dort gibt es rein gar nichts.«

Sie setzten gemeinsam ihren Weg fort. Arvon sah keinen Grund, seine Beweggründe zu verheimlichen, und so antwortete er bereitwillig auf Gilians Frage. »Wir sind auf der Suche nach einem alten Schwert.«

»Ein Schwert? Im Ernst? Und es soll sich auf Staffa befinden?«

Arvon grinste, während sie einigen Schafen auswichen, die auf dem saftigen Grün weideten.

»Ich weiß nicht, ob es dort ist. Es ist der einzige Hinweis, den wir haben. Wir sollen in einer Höhle suchen, die sich dort befindet.«

»Fingal's Cave«, flüsterte Gilian ehrfürchtig und ihr Gesicht verfinsterte sich.

Arvon nickte. »Fingal's Cave, ja.«

Sie schwieg eine Weile. »Was hast du?«, brach Arvon das Schweigen, als es ihm zu still wurde. »Stimmt etwas nicht mit der Höhle?«

Gilian schüttelte sich, als versuche sie, irgendeine längst vergessene Erinnerung abzuschütteln, und zuckte schließlich mit den Schultern. »Es gibt

Geschichten. Fingal's Cave ist nicht die einzige Höhle in der Gegend. Man sagt, jede davon sei ein Tor in eine andere Welt. Elfen und Feen wohnen dort und manchmal kann man sie sogar singen hören.«

Arvon lauschte fasziniert. »Und glaubst du diese Geschichten?« Sie sah ihn ernst an. »Natürlich. Jeder hier glaubt an das Feenvolk. Seit vielen Jahren werden diese Geschichten überliefert und behütet und immer wieder berichten Leute von Begegnungen mit Elfen oder Kobolden.« Sie machte eine kurze Pause. »Sag, dieses Schwert, das ihr sucht; wie sieht es aus?«

»Naja, es ist eben ein Schwert wie man es sich an einem Ritter oder so vorstellt. In die Klinge ist ein weißer Stein eingearbeitet.«

»Ein weißer Stein«, wiederholte sie nachdenklich, ohne darauf einzugehen. Das Wirtshaus erschien in einiger Entfernung, ein altes Gebäude aus Bruchsteinen, das seine besten Jahre schon seit längerem hinter sich hatte. Aus dem Schornstein drang heller Rauch und als sie sich näherten, lag ein herzhafter Duft in der Luft. »Oh je, Vater kocht. Wahrscheinlich verfeinert er sein Gericht mal wieder mit zu viel Whisky. Du solltest besser die Finger von dem lassen, was er zubereitet.« Gilian lachte.

»Aber was soll ich denn essen?«, warf Arvon ein. »Mir knurrt der Magen.«

Sie grinste ihn von der Seite an. »Keine Angst, ich Sorge schon dafür, dass du nicht verhungerst«, zwinkerte sie ihm zu. »Aber ich muss mich beeilen und versuchen zu retten, was noch zu retten ist. Ist da vorne nicht deine Mutter?«

Sie deutete mit dem Finger in die Richtung, die sie meinte. Arvon nickte. »Ja, das ist sie. Sie sieht nicht glücklich aus.«

Sie sahen Anne nach, die mit versteinerner Miene zum Wirtshaus stakste, die Tür aufriss und kurze Zeit später darin verschwand.

»Ich sollte nach ihr sehen«, seufzte Arvon. »Anscheinend gibt es schlechte Neuigkeiten.«

Gilian hielt ihn zurück. »Warte! Komm nachher zu mir. Ich muss dir was zeigen.«

Arvon sah in ihre grünen Augen. »Und was möchtest du mir zeigen?«

Sie lächelte. »Etwas, das dich interessieren wird. Du wirst es dann sehen.«

Arvon versuchte erst gar nicht, ihr noch etwas zu entlocken, und er lief eilig zum Gasthaus.

Anne schlug die Hände vors Gesicht und atmete mehrere Male tief durch, um sich zu beruhigen. Sie war fast bis zum Dorf gerannt und hatte erst hundert Meter vor Fionnphort ihre Schritte gemäßig. Die wenigen alten Steinhäuschen, die das Dorf im Südwesten der Insel säumten, waren zum Teil noch mit Strohdächern bedeckt und es hatte den Anschein gehabt, als lägen sie in vollkommener Stille da.

Doch Anne war sicher, dass sie auf dem ausgetretenen Weg keine Sekunde unbeobachtet war und sie hatte ihr Tempo daher gezügelt, bis sie das Gasthaus erreicht hatte. Dort war sie hineingeplatzt und ohne ein Wort des Grußes an Ewan Macpherson vorbeigeeilt, der in einem alten Kessel rührte und sie irritiert angesehen hatte. Am Schankraum vorbei führte ein schmaler Durchbruch zu

den Gästezimmern, von denen Anne zwei angemietet hatte, wobei »Zimmer« die Sache nicht wirklich beschrieb.

Es waren Kammern, die scheinbar aus den Überresten eines alten Stalles errichtet worden waren. In jedem dieser Räume stand ein altes, hölzernes Bett mit zusammengenähten Schaffellen, die sie als Decken nutzten. Arvon schlief auf einer weiteren Sammlung von Fellen auf dem Boden. Fenster gab es keine, doch durch die aufgeschichteten Granitsteine drang spärliches Licht, das den Raum tagsüber ausreichend erhellte. Anne atmete noch einmal tief durch und sah an sich herab. Ihre Hände zitterten und sie verspürte den unbändigen Drang, etwas zu trinken. »Dieser verdammte Junge...«, murmelte sie zu sich selbst und spürte bereits, wie neuerlicher Zorn in ihr aufstieg.

*Was bildet dieser Bengel sich ein? Wie kann er es wagen, sich ein Urteil über mich zu bilden? Ich könnte ihn...*

»Mama?«

Sie sah auf. Arvon stand auf der Schwelle zum Zimmer und sah sie unschlüssig an. »Ist alles in Ordnung? Du wirkst aufgebracht. Und wo ist John?«

»Es ist alles in Ordnung, Arvon. Es ist nur so, dass Mister Oldman uns auch heute nicht zur Insel bringen wird. Er faselte was von einem Sturm, der aufzieht und dass es zu gefährlich sei. Ich habe einfach das Gefühl, dass wir auf dieser Insel unsere Zeit vergeuden, ohne weiterzukommen, das ist alles.«

Sie versuchte, ein Lächeln aufzusetzen und sich ihren Ärger nicht anmerken zu lassen. Arvon musterte sie und Anne las von seinem Gesicht ab, dass er sie durchschaute. Dennoch schien er nicht weiter darauf eingehen zu wollen.

»Gilian meinte auch, dass das Wetter umschlagen könnte... und was ist mit John? Er war nicht bei dir, als du vom Anleger zurückgekommen bist.«

Sie holte kaum merklich Luft. »Er macht einen Spaziergang. Ich bin sicher, er wird bald hier sein.«

Sie bemerkte, wie ihr Sohn die Augen zusammenkniff und sie aus engen Schlitzen musterte. Anne hoffte, er würde nicht weiter nachhaken.

»Na gut«, sagte er schließlich unbekümmert, »ich gehe zurück zu Gilian.«

Anne atmete innerlich auf. »In Ordnung, Arvon. Ich komme gleich nach, dann können wir essen.«

Sie sah ihm nach, wie er in dem schmalen Korridor verschwand und blieb mit ihren Gedanken allein im Raum.

## Kapitel 24

Der Wind nahm weiter zu, er fegte pfeifend über den hellen Strand, sodass die Wellen klatschend gegen die Felsen schlugen. Der salzige Duft des Meeres umspielte Johns Nase. Er sah wehmütig in die Ferne, während er Steine ins Wasser warf. Er war auf einen Felsen geklettert und betrachtete den Ozean. Diese Reise hatte für ihn ein großes Abenteuer werden sollen. Die Suche nach einem geheimnisvollen Schwert, die hier, mitten im Nirgendwo, ihren Anfang nehmen sollte.

Doch nun fühlte es sich für John an, als sei er bereits wieder am Ende dieser Reise angekommen. Seine Gedanken waren bei Edith, ihrem schönen, wohlgeformten Gesicht, dem goldenen Haar, welches immer gut duftete. Bei den Grübchen, die ihr Gesicht umrahmten, wenn sie lächelte, ihren feinen, schlanken Fingern und ihrer hellen, klaren Stimme. Was machte er sich vor? Er würde sie nicht vergessen, und wenn er zehn Jahre auf Reisen ging.

Was hatte er sich überhaupt dabei gedacht? Dass er es schaffen würde, sich von den Gedanken an sie zu befreien? Dass er einfach die Stadt verlassen und Edith so aus seinem Gedächtnis verbannen konnte? John beugte sich herab und griff sich ein paar Kiesel, die er in seiner Tasche heraufgebracht und zu einem kleinen Häufchen vor sich ausgebreitet hatte. Er schalt sich selbst dafür, dass er geglaubt hatte, seinem bisherigen Leben entkommen zu können.

Eisig peitschte ihm der Wind ins Gesicht, drückte das dünne Hemd gegen seine Brust. Seine Augen trännten und er wischte sie mit dem Ärmel ab. Wie konnte das Wetter in der kurzen Zeit so umschlagen? Vielleicht hatte der alte Threetooth ja doch Recht? John ließ den Blick über den Horizont schweifen. Tatsächlich zogen von Nordwesten her schwarze Wolken auf. Bei dem Wind war es nur eine Frage von Minuten, bis sie die Insel erreichten.

Er warf einen weiteren Stein ins Meer und beobachtete einige Möwen, die abwartend über dem Wasser kreisten und sich, sobald sie ihre Beute fest im Blick hatten, kreischend herabstürzten, um den Atlantik um einen weiteren Fisch zu erleichtern.

»Pah, Abenteuer...«, machte John und ließ den nächsten Stein folgen, der einen Satz auf dem Wasser machte, bevor er klatschend darin verschwand. Als ob es hier tatsächlich ein Schwert gab. Anne hatte Recht, sie würden hier nichts finden, egal wo und wie lange sie diese Inseln absuchten. Er *wollte* etwas finden. Das wollte John wirklich, mit jeder Faser seines Körpers, seines Herzens, wollte er dieses Schwert entdecken. Er hatte Arvon seine Geschichte von Anfang an geglaubt, war richtig fasziniert gewesen und wollte unbedingt Teil davon sein. Er hatte sich mit Feuereifer auf die Sache gestürzt, die Aussicht, aus Birmingham wegzukommen hatte ihn beflügelt.

Nun überkamen ihn erste Zweifel an dem Unterfangen. Hatte er egoistisch gehandelt? John wusste es selbst nicht mehr. Vielleicht *war* es egoistisch, in der Reise einen Ausweg für sich selbst zu sehen. Dennoch war er ja auch mitgekommen, um Anne und Arvon zu unterstützen. Warum war Anne überhaupt aufgebracht gewesen? Er hatte sie doch nicht angreifen wollen und noch weniger hatte er ihre Arbeit schlechtmachen wollen.

Wahrscheinlich war sie wegen Oldman schon gereizt gewesen und hatte

seine Worte in den falschen Hals bekommen. Vielleicht sollte er hingehen und sich bei ihr entschuldigen. Die Angelegenheit aus der Welt schaffen. Ja, genau. Das würde er tun. John spürte, wie die ersten Regentropfen auf ihn herabfielen und sah überrascht zum Himmel auf.

*So schnell?* Die Wolken waren bereits über der Insel. Der Wind peitschte sie unbarmherzig an und die Tropfen prasselten bald mit zunehmender Beständigkeit auf John herab, so dass sein Hemd nach kurzer Zeit feucht an seinem Körper klebte. Es war Zeit, zum Wirtshaus zurückzukehren. John tastete sich langsam den Felsen entlang, auf dem er sich breitgemacht hatte und der bereits vollständig vom Wasser benetzt war. Er sah hinab. Es ging fast vier Meter nach unten und John fragte sich, wie er es überhaupt geschafft hatte, auf den Felsen herauf zu gelangen.

Vorsichtig machte er sich an den Abstieg, wobei er sich mit beiden Armen auf die Felskante stützte. Langsam tastete er mit den Füßen nach Steinen und kleineren Vorsprüngen, an denen er sich schon bei seinem Aufstieg abgestützt hatte. Bei dem Regen waren die Steine um einiges rutschiger als bei dem schönen Wetter von vorhin und der Wind tat sein Übriges, um Johns Bemühungen zunichtezumachen, auf dem Plateau Halt zu finden.

Er rutschte mit einem Fuß weg und konnte sich nur mit Mühe auf seinen Unterarmen abstützen. Johns Beine pendelten umher, während er mit aller Kraft versuchte, sich festzuhalten. Er japste nach Luft, versuchte, mit den Füßen Halt zu finden, während sein Körper langsam weiter abrutschte. Schließlich fand sein Rechter Fuß einen Vorsprung, auf den er prompt sein ganzes Gewicht verlagerte, um seine schmerzenden Arme zu entlasten. Er atmete einige Male tief durch. John blickte herab. Es waren noch rund zweieinhalb Meter. Vielleicht sollte er es einfach versuchen? Er war schon aus größeren Höhen gesprungen, als er und sein Bruder früher in den Baumwipfeln des Tennie Ground gespielt hatten. Doch im Vergleich zum Tennie Ground war der Untergrund hier nicht eben und grasbedeckt, sondern steinig und felsig und noch dazu vom Wasser des Atlantik umspült.

Als John aufsaß, saß eine große weiß-graue Möwe auf dem Felsen, höchstens einen Meter von ihm entfernt. Sie sah ihn aus kleinen, schwarzen Knopfaugen an, den gelben Schnabel auf ihn gerichtet und John glaubte zu allem Überfluss, ein hämisches Grinsen darin zu erkennen. Als wollte die Möwe ihn fragen, warum er nicht einfach davonflog.

Eine Windbö ließ den Vogel unvermittelt über Johns Kopf hinweg fliegen. Überrascht ließ John die Kante los und schlug mit den Armen um sich. Ehe ihm die Folgen seines Handelns bewusst wurden, verlor er das Gleichgewicht und stürzte. Der Schrei, den er ausstieß, wurde vom Wind und dem tosenden Wasser verschluckt und bereits im nächsten Augenblick spürte John einen Schlag am Kopf. Danach merkte er nichts mehr...

»Gilian?«

Das Mädchen fuhr herum. Ihr Vater saß auf einem Stuhl in der gegenüberliegenden Ecke des Schankraumes, sein Kopf ruhte auf der Brust und seine fleischigen Hände waren auf dem gewaltigen Bauch ineinander verschränkt. Er ließ ein Schnarchen vernehmen.

Gilian lächelte. »So richtet er wenigstens keinen Schaden an«, zwinkerte sie

Arvon zu. Der gusseiserne Kessel dampfte und Arvon roch verschiedene Gewürze.

»Das riecht gut. Was ist das?«

»Cock-a-leekie. Eine Art Hühnersuppe mit getrockneten Pflaumen und wahrscheinlich einem zu großen Schuss Whisky.« Sie seufzte. »Ich konnte es nicht mehr verhindern. Mein Vater denkt leider in anderen Maßstäben.«

Sie betrachtete lächelnd den schlafenden Wirt, dessen Atem gleichmäßig ging. »Wie geht es deiner Mutter? Ist alles in Ordnung mit ihr?« Arvon zuckte kurz mit den Schultern. »Ja... nein... ich weiß nicht, sie war komisch. Angeblich weil Mister Oldman uns wegen des Sturmes nicht nach Staffa bringen will, aber ich glaube, dass das nicht alles ist. Sie wollte es nicht sagen.«

Ewan grunzte laut und ließ die Hände neben seinem wuchtigen Körper herabhängen. Arvon räusperte sich. »Gilian, du hast gesagt, du willst mir etwas zeigen?«

Sie musterte ihn einen Augenblick, dann bedeutete sie ihm, zu warten und verschwand durch die Tür nach draußen. Es verging eine ganze Weile, ehe Gilian mit einem Bündel loser Blätter zurückkehrte. Arvon hörte, wie der Wind draußen um das Gasthaus pff.

»Es wird ungemütlich«, meinte sie, »der Himmel zieht sich zu, das ist schlecht für uns, wenn es stürmt, bleiben die ohnehin schon wenigen Leute hier lieber zuhause.«

Sie zog die Tür zu und setzte sich an einen Tisch. Arvon tat es ihr gleich. »Was ist das?«, fragte er neugierig und deutete auf die Blätter. Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er das Oberste vom Stapel, um es zu betrachten. Es war eine Zeichnung von einem Delfin, der im Wasser tollte. »Hast du das gezeichnet?«

Gilian nickte. »Als kleines Mädchen habe ich viel gezeichnet, alles was ich in der Natur gesehen habe, manchmal auch Menschen und andere Dinge, die mir aufgefallen sind. Das Leben auf der Insel ist nicht sonderlich aufregend. Ich musste mich beschäftigen, also bin ich hinausgegangen und habe gezeichnet, was mir vors Auge kam.«

Arvon blätterte die Zeichnungen durch. Es waren Vögel, Fische, Pflanzen, verschiedene Landtiere und sogar ein paar Porträts von Menschen.

»Die sind fantastisch«, sagte er begeistert. »Sie wirken so lebensecht.«

Gilian lächelte dankbar. Bei einem Bild stockte Arvon. Sein Herz setzte einen Schlag aus und die Hand, in der er das Blatt hielt, begann zu zittern. Verstört sah er zu Gilian.

»Großer Gott...«, entfuhr es ihm. »D-das ist es! Das ist die Mondklinge... du hast sie *gesehen*?«

Arvon hatte das Schwert sofort erkannt, obwohl das Bild nur einen kleinen Ausschnitt davon zeigte. Lediglich der Griff und ein kleiner Teil der Klinge waren zu sehen, doch für Arvon gab es keinen Zweifel: Der eingearbeitete Stein war ein zu markantes Zeichen, als dass es sich um irgendein anderes Schwert handeln konnte. Arvon war sprachlos. Das übertraf seine kühnsten Erwartungen.

»Ich dachte mir schon, dass du dieses Schwert meintest. Es ist lange her, dass ich es gesehen habe. Damals war ich vielleicht elf oder zwölf, genau weiß ich es nicht mehr. Ich habe sowas Schönes nie zuvor gesehen, also habe ich es gezeichnet.«

Arvon rang nach Fassung. »Das ist es. Es existiert wirklich.«

*Ich bin nicht verrückt.*

Er sah in Gilians grüne Augen. »Wo? Wo hast du es gesehen? Auf Staffa?«

Sie lachte. Ewan ließ geräuschvoll einen Furz auf seinem Stuhl fahren.

»Nah dran, aber nein. Wir verlassen Mull nur selten, und wenn, dann nur, um Vorräte zu besorgen, die es auf der Insel nicht gibt. Aber nicht nach Staffa. Nein, es war hier auf der Insel. Um nicht zu sagen in diesem Raum.«

Arvon hielt es nicht mehr auf seinem Platz, er sprang auf und warf dabei den Stuhl um, der krachend zu Boden fiel und Ewan hochschrecken ließ, der um ein Haar selbst vom Stuhl gefallen wäre. »Es ist *hier*???,« rief er aus. Macpherson murmelte einen saftigen Fluch, bevor er sich verwirrt im Lokal umsah und sich schwerfällig erhob, wahrscheinlich, um nach etwas zu trinken zu suchen. Gilian verzog das Gesicht.

»Verdammt, Arvon, du hast ihn geweckt. Jetzt wird er sicher wieder trinken.«

Arvon war das einerlei, er war zu aufgedreht, um sich darum zu scheren, was Gilians Vater trieb.

»Gilian, du hast das Schwert gesehen? Wo ist es? Du musst es mir sagen. Ich bitte dich!«

Sie hob abwehrend die Hände. »Beruhige dich, Arvon. Ich kann dir nicht sagen, wo es ist.«

Macpherson kehrte mit einem randvoll gefüllten Glas Whisky zurück, setzte sich an seinen Platz und trank geräuschvoll einen ordentlichen Schluck daraus. »Aaaaah...«, machte er und betrachtete den Inhalt in seinem Glas. »Wasser des Lebens.«

Gilian verdrehte die Augen und Arvon versuchte sich zu beruhigen und wieder Herr seiner Sinne zu werden. Obwohl er wusste, dass seine Treffen mit Leandra keine Hirngespinnste waren, hatte er insgeheim befürchtet, sie würden hier nichts finden. Es hätte zwar niemand offen ausgesprochen, doch jeder hätte darin eine Bestätigung dafür gesehen, dass Arvon nicht bei Sinnen war. Das hier übertraf bereits all seine Hoffnungen, mehr; es war ein handfester Beweis dafür, dass er die ganze Zeit Recht gehabt hatte. Niemand würde das in Anbetracht einer unabhängigen Zeugin anzweifeln. Arvon wusste, er musste jetzt Ruhe bewahren. Die richtigen Fragen stellen. »Was meinst du damit, du weißt es nicht? Du hast es doch gesehen. Und gezeichnet.«

»Wie ich schon sagte, ich zeichne das, was ich sehe. Ich habe von dem Schwert nur das gesehen, was du auch auf der Zeichnung siehst. Nur diesen Ausschnitt. Der Rest war in ein Tuch gehüllt und nicht zu erkennen. Ich habe also weniger das Schwert gesehen, als vielmehr dessen Träger.«

»Dessen...«

Gilian nickte, als Arvon nicht weitersprach. »Ja, es war ein junger Mann,

höchstens zwanzig. Du musst bedenken, dass ich selbst noch ein Kind war. Ich habe ihn gezeichnet. Er müsste auf einem der anderen Blätter sein.«

»Auf einem der...«

Hastig machte sich Arvon daran, den Papierstapel zu durchwühlen. Einige Zeichnungen fielen zu Boden, doch er kümmerte sich nicht darum. Schließlich fand er es. Das Porträt eines jungen Mannes mit schulterlangem Haar, über dem rechten Auge befand sich die Narbe, die Arvon gesehen hatte. Er starrte das Bild an. »Rodan...«, flüsterte er. Gilian sah über den Tisch hinweg auf das Bild. »Ja, das ist der Mann. Er hatte das Schwert bei sich. Kennst du ihn?«

Arvon blickte Gilian ernst an und nickte. »Er ist mein Vater.«

## Kapitel 25

*Nur noch eine Woche. Die Anspannung steigt. Und es sieht aus, als schöpften die Christen Verdacht. Jedenfalls gehen ihre Priester und Gelehrten auf die Straße und beginnen in noch nicht da gewesenem Ausmaß, die anderen Rassen zu verunglimpfen. Auf einer schottischen Insel sollen sogar schon Elben und Zwerge getötet worden sein, aber das sind bislang nur unbestätigte Gerüchte. Trotzdem werden langsam alle unruhig. Aber das Ritual vorzuziehen kommt nicht infrage, wir brauchen die Vorbereitungszeit. Wir haben uns in Britannien für einen Zeremonienort entschieden. Der Cromlech, der sich im Wald westlich des einstigen Camelots befindet, eignet sich hervorragend. Ein uralter Schutzzauber liegt auf dem Wald. Er wird verhindern, dass die Verfolger uns dort aufspüren, selbst wenn sie zu Tausenden kommen sollten.*

*Wir werden den Cromlech anschließend zerstören und mit ihm den Wald und alles, was von Camelot übrig ist. Niemand soll sich erinnern, wo einst das berühmte Camelot gestanden hat. Alles, was den Menschen Rückschlüsse auf uns und unsere Existenz erlaubt, muss zerstört werden. Wir werden das Portal in eine Höhle auf einer der unbewohnten schottischen Inseln verlegen. Das war Thalass Idee und ich finde sie gut. Das ist ein gutes Versteck für ein Portal. Ich bin einmal dort gewesen, als ich Thallas besucht habe. Er hat mir die Höhle gezeigt, weil sie einer seiner Lieblingsorte ist. Wer hätte gedacht, dass Thallas mal sentimental sein würde? Jedenfalls ist sie perfekt geeignet. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich jemand dorthin verirrt, ist verschwindend gering, und falls doch, muss derjenige erst einmal die Runen entdecken und sie lesen können. Oder er muss an Samhain dort sein, aber das ist äußerst unwahrscheinlich, da das Wetter in dieser Gegend tückisch ist. Thallas hat Gespür bewiesen. Und ich muss gestehen, er ist wieder ganz der Alte, und kniet sich voll in seine Aufgabe hinein. Ich glaube, ich habe es schon einmal erwähnt, aber alles geht seinen Gang. Bald haben wir eine Heimat.*

Aus den Aufzeichnungen von Marleyn

Gary Threetooth Oldman liebte seine Insel. Und er liebte sie besonders, wenn es stürmte und regnete. Während die meisten sich bei schlechtem Wetter in ihre tristen Hütten zurückzogen und sich am Feuer wärmten, zog es ihn an den Strand, wo sich die Allmacht Gottes für ihn in den gewaltigen Wellen manifestierte. Gott konnte den Menschen mit Wasser vernichten, wie Er das Volk Noahs vernichtet hatte. Das Element Wasser, das den Menschen Nutzen brachte, sie mit Früchten und Fischen versorgte, konnte von einem Augenblick auf den nächsten von einem Quell des Lebens zu einer tödlichen Waffe in der Hand des Allmächtigen werden. Das Meer erinnerte Oldman daran, wie schnell der Zorn Gottes die Menschen treffen konnte und wie schnell ihr Leben verwirkt sein konnte. Der Mensch wählte sich gerne als *Krone der Schöpfung*, als stärkstes Glied einer großen Reihe von Geschöpfen, ausgestattet mit Verstand und Intelligenz. Threetooth leugnete nicht, dass der Mensch ein faszinierendes Wesen war und dass er durch den Segen seiner Intelligenz zu unglaublichen Dingen imstande war. Doch im Grunde war der Mensch ein vollkommen abhängiges und schwaches Geschöpf, schwächer noch als eine

winzige Ameise.

Nahm Gott dem Menschen das Wasser, verdurstete er nach nur kurzer Zeit. Ließ Gott es jedoch im Überfluss regnen und stürmen, ertrank er in den Fluten. Das soll ein starkes, mächtiges Wesen sein? Eine winzige Mücke konnte diesem harten Menschen stundenlang den Schlaf rauben. Ein Stich konnte ihn zu Fall bringen und ihn sogar töten. Die *Krone der Schöpfung* konnte sich nicht einmal gegen eine winzige Mücke behaupten. Der Mensch war schwach und jeder Sturm rief Gary diese Tatsache ins Gedächtnis.

Er betrachtete den Schaum, der sich auf den Wellen ausbreitete. Sie wuchsen nach und nach zu einem breiten Wall an, der sich immer weiter vorschob, bis er seine Kraft irgendwo entladen konnte. Oldmans grauer Bart schwang im Wind mit, während er durch den niederprasselnden Regen lief. Tief atmete er die frische Luft ein, sog den Duft der feuchten Erde auf, der im Regen an Intensität zunahm und Garys Sinne jedes Mal erfreute. Seine Kleidung war durchnässt und haftete an seinem Körper, doch Oldman war das egal. Das Wasser war sein liebstes Element. Seit er ein Junge war, fuhr er hinaus aufs Meer um zu Fischen. Er hatte bereits seinem Vater beim Hummerfischen geholfen und machte auch heute meist nichts anderes. Auf Mull gab es ohnehin nicht viele Alternativen.

Jeder leistete seinen Beitrag für die Gemeinschaft und die Menschen kamen zumeist einigermaßen zurecht. Bald würde es Herbst werden und schließlich würde der Winter hereinbrechen und schwere Zeiten für alle mit sich bringen. Oft litten sie im Winter Hunger. Die letzten Vögel verschwanden im Herbst, das Wetter wurde schlechter und die Männer konnten immer seltener zum Hummer und Krabbenfischen hinausfahren, so dass sie mit dem Haushalten mussten, was die Insel an Vorräten abwarf.

Sie würden die frostige Zeit nutzen, um die beiden Boote neu abzudichten oder kleinere Reparaturen durchzuführen und anschließend würden sie die Zeit herbeisehnen, wo sie wieder den Fischfang aufnehmen konnten. Er ließ den Blick über das Meer gleiten. Etwas weiter, im Westen, klarte der Himmel bereits wieder etwas auf und auch der Wind flaute langsam ab. Nicht mehr lange, bis der Regen nachlassen würde. So war es eben auf den Western Isles, das Wetter war launisch wie eine Frau während ihrer Periode.

Threetooth bemerkte eine Schar Möwen, die im Osten über einem Felsen kreisten. Es erschien ihm ungewöhnlich bei dem stürmischen Wetter. Er setzte sich dorthin in Bewegung. Wenn mehrere Vögel sich an einem Ort versammelten geschah dies meist nicht ohne Grund. Vielleicht war ein Boot oder Schiff auf Grund gelaufen und die Wellen hatten etwas an Land gespült. Solche Unglücke gab es bei den unbeständigen und schwierigen Bedingungen gelegentlich und so schlimm es für die betroffenen Menschen auf solchen Schiffen war, für die Bewohner der Insel waren solche Schicksale oft ein Segen. Manchmal wurden Kisten angespült und gelegentlich waren brauchbare Dinge dabei, die ihnen halfen, den Winter zu überstehen. Zumindest das Holz konnten sie immer gut verwenden.

Wasser spritzte ihm ins Gesicht, als Gary seinen Weg fortsetzte und über größere Steine und Felsen kletterte, an denen die Wellen sich brachen. Das Gestein war rutschig, doch Gary kannte die Umgebung bestens und er wusste, wie sie bei Regen reagierte. Bedächtig umrundete er einen Felsen und kurze

Zeit später erreichte er den Ort, über dem die Möwen kreisten. Diese schienen über die Störung nicht sonderlich erfreut, sie stoben kreischend auseinander und flogen davon.

Langsam arbeitete Gary sich zur Wassenseite vor und suchte das Meer nach antreibenden Holzkisten ab, konnte im Wasser allerdings nichts erkennen, was auf verlorengegangene Fracht oder Treibholz deutete. Threetooth sah herab und schließlich entdeckte er den Körper, der am Fuß der Felsen lag. Rasch machte er sich an den Abstieg. Er erkannte den Jungen, der mit der Frau aus Birmingham auf die Insel gekommen war. Gary bemerkte Blut an einem der Steine und vermutete, dass der Junge sich beim Sturz den Kopf angeschlagen hatte. Immerhin atmete er noch. Oldman wusste, dass die Zeit drängte. Er suchte nach Verletzungen, fand eine blutende Wunde am Hinterkopf des Jungen. Gary seufzte. Was wollte der überhaupt hier, noch dazu bei diesem Wetter? Er schüttelte den Kopf und sah sich um.

Der einzige Weg führte über das Wasser. Er musste ihn durch das flache Gewässer um die Felsen herum zum Strand ziehen. Schwerfällig beugte Threetooth sich herab und packte den Körper unter den Armen, hob ihn mit aller Kraft an und presste ihn gegen seine Brust. Er watete rückwärts durch das flache Wasser und zog den Körper über den steinigen Untergrund. Wegen des unebenen Bodens und der Wellen kam Gary nur mühsam voran. Den feuchten Körper fest an sich gedrückt, tat er vorsichtig Schritt um Schritt. Schon nach kurzer Zeit trat ihm trotz des kühlen Windes und des Regens Schweiß auf die Stirn und Gary musste pausieren, um zu Atem zu kommen.

Einige Male rutschte er auf den nassen Steinen aus oder stolperte, vermied es jedoch geschickt, zu fallen und nach zehn langen Minuten erreichte er den hellen Strand. Er atmete ein paar Mal tief durch, sein Atem rasselte und Gary sah an sich herab. Das Hemd war nass und mit Blut verschmiert. Doch da er sonst nichts dabei hatte, um die Stelle vernünftig zu versorgen, zog er es aus und legte es auf die Wunde, aus der noch immer etwas Blut sickerte. Behutsam wickelte er das Hemd um den Kopf und band es an der Stirn des Jungen zusammen. Zufrieden betrachtete Oldman das Ergebnis seiner Bemühungen.

»Besser als nix«, nuschelte er in seinen Bart und machte sich wieder daran, den Körper weiter vom Strand fortzuziehen. Gary schnaubte laut, als er den Jungen ein zweites Mal herauf zog und an sich presste. Regen prasselte auf seinen nackten, knöchigen Oberkörper und Threetooth fröstelte, als er John weiter über den feuchten Strand zu seiner Hütte zog, die direkt am Wasser nahe der Bucht von Kintra lag. Der Junge gehörte in ein Bett, wo er sich aufwärmen konnte und wo Gary die Wunde besser versorgen konnte. Schwerfällig setzte er seinen Weg fort, während der Wind langsam abflaute.

»Es war vor fast dreizehn Jahren... ich erinnere mich an den Mann, keiner hier hatte ihn je zuvor gesehen. Er kam zu meinem Vater und fragte, ob ihn jemand nach Staffa bringen könne, genau wie ihr. Er fiel mir gleich auf, als ich ihn sah. Er sah aus, als hätte er eine lange Reise hinter sich gehabt. Etwas an ihm kam mir vertraut vor, doch ich hatte keine Ahnung, was es war. Seine Kleidung war ihm zu weit und sie war völlig verschlissen. Er hatte diese Narbe im Gesicht, direkt über dem rechten Auge, die war ziemlich auffällig. Das Schwert trug er auf dem Rücken, es war in alte schmutzige Tücher gehüllt, so

dass nur der Griff und der Teil mit dem Stein zu sehen war. Ich erinnere mich, wie mich der Stein in seinen Bann gezogen hat, obwohl der Mann mir erst ein wenig Angst gemacht hat. Ich habe dort drüben gegessen, daran erinnere ich mich gut. Ich konnte den Blick nicht von dem Stein abwenden, er war ganz weiß und makellos. Ich musste es einfach zeichnen...«

Arvon und seine Mutter lauschten gebannt, während Gilian von ihrer Begegnung mit Rodan berichtete. »Hatte er das Schwert auch, als du ihn getroffen hast?«, fragte Arvon.

Anne schüttelte den Kopf. »Als ich deinen Vater zum ersten Mal gesehen habe, trieb er in der Nähe der Western Isles im Wasser. Ich habe später seine Sachen gesehen. Ein Schwert war nicht dabei.«

Arvon überlegte. »Also wo war das Schwert?«

»Vielleicht hat er es vorher versteckt?«, warf Gilian ein. Anne wirkte nicht überzeugt.

»Ich weiß nicht«, meinte sie stirnrunzelnd, »das ergibt keinen Sinn, ich meine, wenn er die Möglichkeit hatte, das Schwert an einem sicheren Ort zu verstecken, warum ist er dann nicht selbst dort geblieben? Warum war er im Wasser?«

»Irgendwo muss es jedenfalls gewesen sein. Als er hierher kam, hatte er das Schwert dabei. Er muss es an einem Ort gelassen haben, an dem es niemand finden würde. Es gibt hier in der Gegend viele Höhlen. Er könnte es in einer davon versteckt haben. Manche davon sind nur vom Wasser aus zu erreichen, das würde erklären, warum er danach im Wasser trieb. Eine andere Erklärung gibt es nicht.«

»Ja, vermutlich«, stimmte Arvon zu. »Kannst du uns noch mehr sagen, Gilian?«

Der Wind piff um das Wirtshaus und der Regen prasselte in Strömen auf das nur unzureichend abgedichtete Dach. Der *Eissturmvogel* war verlassen, außer Arvon, Anne und den Macphersons war keine Menschenseele anwesend. Ewan kam mit zwei dampfenden Holzschalen, die er vor Arvon und Anne abstellte. Nachdem er zwei weitere Schalen geholt hatte, setzte er sich zu ihnen an den Tisch.

»Viel mehr weiß ich leider auch nicht«, meinte Gilian bedauernd. »Ich war ja noch ein Kind und hatte mit den Gesprächen der Älteren nicht viel zu tun. Vielleicht kann mein Vater euch mehr erzählen. Du Erinnerst dich doch an den Mann, oder? Er hatte diese Narbe über dem Auge...«

Der Wirt nickte bedächtig. »Er war seit langem der Erste, der auf die Insel kam. Wir haben ohnehin selten Fremde hier, da vergisst man die wenigen nicht, die hier auftauchen.«

Arvon nickte. »Können Sie uns etwas über ihn sagen?«

Macpherson schien einen Moment nachzudenken. Seine tiefe Stimme dröhnte leicht und füllte den Raum. »Nicht mehr als meine Tochter, nehme ich an. Er wollte nach Staffa, genau wie ihr. Allerdings hatte der Sommer gerade erst begonnen, als er da war, und das Wetter war noch nicht so tückisch wie jetzt, wo es langsam auf den Herbst zugeht. Deshalb war er auch nur eine Nacht hier. Der alte Threetooth hat ihn hinggebracht, als er mit zwei anderen Männern

zum Hummerfischen gefahren ist. Damals hatte er allerdings noch mehr Zähne... na ja, der Kerl wirkte auf mich eher verschlossen, er hat nur das Nötigste gesprochen. Womöglich war er nur müde, er schien eine anstrengende Reise hinter sich zu haben. Er hat sich hier ausgeruht, bevor er am nächsten Tag mit Gary und den anderen abgefahren ist. Hat in dem Zimmer übernachtet, wo euer Freund schläft. Wo ist er überhaupt? Er sollte bei diesem Wetter nicht draußen sein.«

Arvon und Anne sahen einander an. An John hatte in der Aufregung keiner mehr gedacht.

»Mein Gott«, rief Anne, »den habe ich ganz vergessen. John hätte längst zurück sein müssen. Es regnet seit fast einer Stunde.«

»Hmm, das Wetter hier kann tückisch sein, besonders, wenn der Wind mit voller Kraft weht. Normalerweise bleibt keiner, der bei klarem Verstand ist draußen, wenn er nicht muss.«

Gilian wirkte besorgt und auch auf Annes Gesicht erschienen ein paar Sorgenfalten. »Vielleicht sollten wir nach ihm suchen?«, fragte sie unruhig.

»Bei dem Sturm?« Ewan schüttelte den Kopf. »Das halte ich für keine gute Idee. Ihr solltet zumindest warten, bis der Wind nachlässt. Gilian wird euch begleiten, sie kennt die Gegend wie kaum ein anderer.«

Er probierte von der Suppe und runzelte die Stirn. »Da fehlt eindeutig ein Schuss Whisky.«

Auch Arvon probierte von dem Gericht, fand allerdings nicht, dass da noch Whisky fehlte, im Gegenteil. Gilian schien bemerkt zu haben, wie er leicht das Gesicht verzog, und drückte ihren Vater auf seinen Stuhl zurück.

»Den Teufel wirst du tun, da noch mehr Whisky rein zu machen. Es ist mehr als genug drin.«

Sie sah Ewan grimmig an, der empört die Hände hob. »Bitte, dann kein Whisky. Da seht ihr, was Frauen im Haus mit uns Männern machen. Früher musste ich sie davon abhalten, den heißen Kessel anzufassen, und heute verbietet sie mir sogar, das Essen zu verfeinern.«

»Verfeinern nennst du das? Du ruinierst es. Du vergisst, dass wir Gäste haben und Arvon ist erst dreizehn. Du willst ihn wohl umbringen.«

Der Wirt lachte herzlich. »Ach Gilian, was heißt denn hier umbringen? Ein ordentlicher Schluck Whisky hat noch niemandem geschadet, und außerdem ist er *schon* dreizehn. Der Junge ist fast ein Mann. Als *ich* in seinem Alter war...«

»Oh Gott, vergleich doch nicht Schafe mit Kühen, Vater. Außerdem ist es egal, ob erst oder schon, da ist mehr als genug Whisky drin und du wirst nicht noch mehr dazugeben. Ende der Diskussion.«

Arvon lauschte schmunzelnd dem Disput zwischen Vater und Tochter. »Es ist gut so«, versuchte er zu beschwichtigen. »Genau richtig.«

Das war natürlich gelogen und Gilian, die das durchschaute, warf ihm von der Seite einen vernichtenden Blick zu.

»Genau richtig, da hörst du es«, nahm Ewan die Vorlage dankbar auf.

»Ja, ich habe es gehört. Und genau richtig heißt *nicht* noch mehr.«

Macpherson brummte mürrisch. Anne schien die Diskussion zwischen Vater und Tochter nicht zu verfolgen. Erst als das Thema wieder zu Rodan wechselte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Gespräch.

»Er fuhr mit den Fischern raus. Danach ist er nie wieder hier aufgetaucht. Gott allein weiß, was aus ihm geworden ist, als er nach Staffa gelangte. Threetooth und die beiden anderen haben nie ein Wort darüber gesprochen und ich bezweifle, dass Gary mehr weiß. Ihr solltet ihn danach fragen, wenn ihr ihn morgen aufsucht.«

Anne nickte. Sie lächelte, doch ihr Blick schien durch sie alle hindurchzugehen und Arvon fragte sich, was wohl am Nachmittag vorgefallen war. »Vielen Dank, Mr Macpherson«, meinte sie schließlich. »Das werden wir sicher tun.« Sie sah unruhig zur Tür. »Ich mache mir langsam wirklich Sorgen um John«, wandte sie sich wieder an Gilian. »Können wir nicht nach ihm suchen?«

»Es regnet zwar immer noch«, meinte Macphersons Tochter nach einem prüfenden Blick hinaus. »Aber der Wind ist nicht mehr so kräftig wie vorhin. Ich denke, wir können es wagen. Wo wollte er denn hin?«

»Ich weiß es nicht. Wir haben uns auf dem Weg von Kintra Bay hierher getrennt.«

Gilian überlegte kurz, dann nickte sie. »Dann sollten wir dort beginnen. Arvon bleibt besser hier, falls euer Freund hier auftaucht.«

»Aber ich möchte euch begleiten«, protestierte Arvon. Anne schüttelte den Kopf. »Gilian hat recht. Du bleibst hier, es ist besser so.«

Annes Tonfall war bestimmend und hatte etwas endgültiges, so dass Arvon nachgab und sich in sein Schicksal fügte. Er sah den beiden Frauen nach, die durch die Tür in den Regen verschwanden.

## Kapitel 26

»Hier haben wir uns getrennt. Ich bin zurück zum *Eissturmvogel*, habe aber nicht gesehen, in welche Richtung John gegangen ist.«

Anne und Gilian waren gemeinsam zu der Gabelung marschiert, wo sie und John sich gestritten hatten. »Gut«, meinte Gilian, »es gibt hier nur wenige Möglichkeiten. Ins Dorf ist er nicht gekommen, das hätten wir bemerkt. Im Gasthaus ist er nicht aufgetaucht. Bleibt nur der Weg zur Bucht oder nach Osten, wo Bunessan liegt. Dorthin ist es aber zu weit, ich würde also in Kintra Bay anfangen.«

Sie liefen gemeinsam zum Strand, der verlassen dalag, nur das Rauschen der Wellen war im niederfallenden Regen zu vernehmen. Mit den Augen suchten sie den flachen Sandstrand ab.

»Sollen wir getrennt suchen?«, schlug Anne vor, doch Gilian winkte ab.

»Ich glaube nicht, dass das Sinn macht. Du kennst die Gegend nicht so gut. Lass uns Richtung Osten weitermachen. Am Ende des Strandes wird das Gelände steiniger und jenseits der Felsen gibt es eine Höhle. Es ist zwar ein Stück zu laufen, aber vielleicht hat euer Freund dort Unterschlupf gefunden.«

Anne hoffte, dass Gilian Recht hatte. Doch wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass John tatsächlich eine Höhle entdeckt hatte, in der er den Regen aussaß?

Trotz ihrer Bedenken folgte sie Gilian weiter über den Strand, an den die Wellen rauschend und schäumend heranbrandeten. Annes Blick glitt über das unruhige Wasser, am Horizont klarte der Himmel bereits wieder auf.

»Anne!«

Sie wandte sich zu Gilian um, die etwa fünfzig Yards entfernt im feuchten Sand kniete und eilte zu der Stelle, um zu sehen, was das Mädchen entdeckt hatte. Ihr Atem stockte und ihr Herz setzte einen Schlag aus, als sie Johns Schuh erkannte, der vor ihr im nassen Sand lag.

»Großer Gott... der gehört John. Und ist das Blut?« Sie deutete auf eine dunkle Stelle an der Seite des Schuhs. Gilian betrachtete den rostbraunen Fleck.

»Sieht so aus... er war also hier und irgendwas ist vorgefallen. Vielleicht hat ihn das Meer verschluckt.«

Übelkeit stieg in Anne auf, als Gilians Worte zu ihr durchdrangen. Sie taumelte zurück und Gilian sprang auf, um sie festzuhalten, half ihr, sich langsam auf den Boden zu setzen.

»Ganz ruhig, Anne, ich sage ja nicht, dass das passiert ist... der Fleck muss nicht einmal etwas bedeuten, falls es überhaupt Blut ist.«

Anne hörte nicht hin, sie brachte nur einen einzigen Gedanken zustande, der sich immer und immer wieder in ihrem Kopf wiederholte.

*Es ist deine Schuld!*

Gilian versuchte noch immer, sie zu beruhigen, doch ihre Stimme klang weit weg, als käme sie aus einer entfernten Ecke ihres Verstandes. Tränen traten aus Annes Augen, liefen heiß über ihre Wangen und wurden auf halbem Weg

vom Wind getrocknet. Und immer wieder quälte sie die vertraute Stimme in ihrem Kopf, jene Stimme, die sie sonst mit guten Ratschlägen oder tröstenden Worten versorgte und die jetzt nicht müde wurde, sie zu verhöhnen.

*Deine Schuld! Deine Schuld! Deine Schuld!*

»Anne!!«

Sie sah auf. »Beruhigen Sie sich doch! Sehen Sie, hier sind Spuren im Sand.«

Anne erkannte nichts. Sie erhob sich schwerfällig und folgte Gilian wie mechanisch einige Schritte weiter.

»Hier«, hörte sie Gilian sagen. »Das sind Schleifspuren. Man kann sie gut erkennen. Sie führen vom Strand weg.«

Anne schöpfte neuen Mut. Hoffnung keimte in ihr auf, dass es John doch gut ging, dass er zumindest versorgt war. Ihr Blick folgte den Spuren, die sich im feuchten Sand abzeichneten.

»Was jetzt?«, fragte sie. Gilian sah sie an.

»Nun, es gibt hier nur einen Menschen, der bei Sturm vor die Tür geht. Ich weiß zwar nicht, was den alten Threetooth an dem schlechten Wetter so fasziniert, aber sobald es anfängt zu regnen und zu stürmen, zieht es ihn nach draußen. Möglich, dass er euren Freund gefunden hat. Wir statten dem alten Mann einen Besuch ab, seine Hütte ist nicht weit, am Anleger, wo die beiden Boote liegen. Kommen Sie.«

Der Gasthof *zum Eissturmvogel* lag noch immer verlassen und ruhig da, der Regen hatte fast aufgehört und der Wind heulte nicht mehr in seiner vollen Stärke. Arvon saß an dem Tisch, an dem er zuvor Gilians Zeichnungen durchgesehen hatte, die mittlerweile wieder ordentlich zusammengelegt auf der hölzernen Tischplatte lagen.

Er las in dem Buch, das Henry Pearsson ihm geschenkt hatte, *die Schatzinsel* von Robert Louis Stevenson, eines, das er noch nicht kannte, obwohl ihm jedes Buch in der Buchhandlung offen gestanden hatte. Das lag weniger daran, dass ihn *die Schatzinsel* nicht interessierte, sondern war dem Umstand geschuldet, dass Arvon es nie im Laden gesehen hatte, und das, obwohl er jeden Winkel darin kannte.

Entweder hatte Mister Pearsson es erst kürzlich in einer neuen Lieferung bekommen, obwohl es bereits fünfzehn Jahre zuvor erschienen und somit nicht mehr wirklich neu war. Oder es hatte irgendwo gelegen, wo Arvon es nicht entdeckt hatte. Letztlich war es egal, denn nun gehörte es ihm und Arvon hatte sich so sehr darüber gefreut, dass er es seitdem fast immer bei sich trug. Im Moment war Arvon mit seinen Gedanken jedoch weniger bei Jim Hawkins und John Silvers abenteuerlicher Reise. Stattdessen beobachtete er über den Buchrand hinweg, wie Ewan Macpherson sich zum dritten Mal Whisky nachschenkte. Er setzte das Glas langsam an die Lippen und trank zunächst nur einen winzigen, genussvollen Schluck davon, bevor er den Rest in einem einzigen Zug leerte. Welchen Sinn das vorausgehende Nippen an dem Glas hatte, war Arvon schleierhaft. Doch das Ritual zog sich auch durch die nächsten beiden Gläser, die Ewan sich einschenkte. An die Lippen führen, genussvoll

nippen, erneutes Ansetzen und in einem Zug austrinken.

*Tock!!* Das Glas schlug auf dem Tisch auf, darauf wartend, von Ewan wieder aufgefüllt zu werden. Arvon schüttelte den Kopf und versuchte, sich wieder auf Jim Hawkins zu konzentrieren.

Die Tür zum Gasthaus schwang auf. Der Alte, der den Raum betrat, schlurfte auf Macpherson zu, nachdem er sich im Raum umgesehen hatte. Sein Gesicht war zerfurcht und fahl, sein grauer Bart hatte in etwa die Länge einer Hand und auf dem Rücken hatte er einen kleinen Buckel.

»Whisky«, hörte Arvon den Alten sagen. Scheinbar hatte der Mann eine Zahnücke, denn es klang wie *Whiffky*. Ewan Macpherson musterte den Mann einen Moment lang aus zusammengekniffenen Augen. Er lachte schallend, schlug sich mit der flachen Pranke auf den fleischigen Oberschenkel und zeigte schließlich mit dem Zeigefinger auf den Alten, der in der gesamten Zeit keine Miene verzog.

»Gott, Threetooth, du alter Haudegen... für einen kurzen Moment hätte ich dir das fast abgenommen. Whisky, haha!«

Der graubärtige verschränkte die Arme vor der Brust. »Seh ich etwa aus, als würde ich sch-scherzen? Ich brauche Whisky, und zwar sofort!«

Arvon sah, wie dem Wirt für einen kurzen Augenblick die Gesichtszüge entglitten.

»Was ist mit dir, Gary? Seit über zehn Jahren hast du keinen Tropfen angerührt. Ich glaube nicht, dass es eine gute Idee ist, jetzt wieder damit anzufangen.«

Der Alte verlor allmählich die Geduld. »Doch nicht für mich, du Idiot. Für diesen Jungen brauche ich das Zeug. Sein Kopf ist verletzt und ich muss die Wunde desinfizieren.«

*Muff die Wunde definfizieren*, hörte Arvon und sprang von seinem Platz auf.

»Sie haben John gefunden?? Wo ist er??«

Der Bucklige drehte sich um und blickte auf Arvon herab, wobei er ein zahnloses Lächeln sehen ließ.

»Und wer verlangt das zu wissen, wenn ich fragen darf?«

»Das ist Arvon«, antwortete Ewan an Arvons Stelle, der seine Fassung zurückerlangt hatte. »Er ist der Sohn von Mrs Brentford und gemeinsam mit ihr und dem Jungen hier.«

Threetooth betrachtete Arvon geringschätzig. »Aha«, machte er. »Dann bist du einer von denen, die nach Staffa wollen.«

Arvon nickte. »Ja, Mister, so ist es. Sagen Sie, geht es John gut?«

»Nun, es ging ihm wohl schon besser. Er ist bei mir. Er könnte sich erholen, aber nur, wenn dieser Schlucksch-pecht von einem Wirt mir endlich den Whisky bringt.«

Ewan setzte sich schließlich in Bewegung und brachte wenig später den Whisky, den der Alte kommentarlos entgegennahm. Er wandte sich Arvon zu.

»Komm mit, Jungchen. Ich bin alt und kann etwas Hilfe gebrauchen.«

Arvon folgte Gary aus dem Gasthaus und sie liefen zur Hütte des Fischers. Sie lag nahe der Bucht, nur wenige Meter vom Wasser entfernt und bot wie ihr Besitzer ein erbärmliches Bild. Die alten, grauen Steine schienen wahllos übereinandergestapelt, gammeliges Stroh und Schilf bedeckten das Gebilde und boten, wenn überhaupt, nur spärlichen Schutz vor der Witterung.

»Hier wohnen Sie?«, fragte Arvon ungläubig und betrachtete misstrauisch die lose Ansammlung aus Stroh und Steinen.

»Natürlich!!«, brauste der Alte auf, »was denkst du denn? Ist es dir hier etwa nicht fein genug? Was für eine dämliche Frage...«

Arvon zuckte zusammen. »Nein, so meine ich das nicht, bitte verzeihen Sie«, versuchte er zu beschwichtigen. Threetooth nahm die Entschuldigung griesgrämig zur Kenntnis und murmelte etwas Unverständliches in seinen grauen Bart, bevor er die Tür zur Hütte öffnete und eintrat. Arvon folgte ihm zögerlich und sah sich vorsichtig im Inneren um. Überall tropfte es durch das undichte Dach und an mehreren Stellen sammelte sich das Wasser in kleinen Pfützen am Boden. Der Geruch von gammeligem Stroh war beinahe allgegenwärtig und der Holzboden war an mehreren Stellen schwarz vom Schimmel, jenem Tribut, den die permanente Feuchtigkeit verlangte.

Der Raum war karg eingerichtet, außer einem stabilen Holzblock, den der Alte scheinbar sowohl als Tisch als auch zum Sitzen nutzte, gab es nicht viel. Auf dem Holzblock stand eine Schale aus Ton, in der ein paar getrocknete Fische lagen. Eine Nische in der Ecke diente Threetooth als Kamin, unmittelbar davor lagen zwei Schaffelle ausgebreitet, auf denen der Alte zu schlafen schien. John war darauf gebettet, sein Atem ging unruhig und um seinen Kopf war ein altes Hemd gewickelt, das Arvon an einen indischen Turban erinnerte.

Der karge Eindruck, den die Hütte äußerlich machte, setzte sich im Innern fort und Arvon fragte sich erneut, wie Threetooth nur in einer solchen Bruchbude leben konnte.

»Bist du endlich fertig mit gaffen? Dann beweg dich hierher und hilf mir.«

Threetooth kniete bereits neben John auf dem Boden und hatte begonnen, den behelfsmäßigen Verband zu entfernen. Sein Ton war barsch und Arvon beeilte sich, zu ihm zu gelangen.

»Dreh ihn auf die Seite, mach schon.«

Arvon fasste John an der Schulter und zog ihn behutsam zu sich herum, so dass Threetooth Zugang zu der mittlerweile freigelegten Kopfwunde bekam. Der behelfsmäßige Verband hatte seinen Zweck scheinbar erfüllt, denn der Alte stieß ein zufriedenes Grunzen aus, als er die Wunde betrachtete. Er reichte Arvon die Flasche mit dem Whisky.

»Los, Junge, mach auf.«

Arvon zog an dem hölzernen Korken, der jedoch zu tief im Flaschenhals steckte und sich kein Stück rührte. Oldman sah ihn herablassend an.

»Nicht genug Kraft, was? Wie alt bist du, Acht?«

Gekränkt biss Arvon mit den Zähnen auf das weiche Holz und drückte mit aller Kraft die Flasche von sich weg. Mit einem klangvollen *Plopp* glitt der

Korken schließlich aus der Flasche, wobei Arvon etwas von dem Whisky verschüttete, was ihm erneut den Unmut des alten Fischers einbrachte.

»Du Tölpel!«, blaffte Oldman ihn an. »So eine Vergeudung von Whisky, ich fass es nicht. Los, gib schon her«, schnauzte er Arvon an und riss ihm die Flasche aus der Hand. Arvon, dem das ständige Gemecker des Alten langsam auf die Nerven ging, musste sich zusammenreißen, um nichts zu erwidern. Threetooth kippte einen beachtlichen Schluck Whisky direkt auf Johns Wunde. Dann nahm er das blutige Hemd und tränkte es mit dem restlichen Whisky. Er tupfte behutsam die Wunde damit ab und reinigte sie von angetrocknetem Blut und Dreck. Schließlich wickelte er dasselbe Hemd wieder um Johns Kopf und band es an den Enden zusammen. Arvon fragte sich, ob es eine gute Idee war, die Wunde mit demselben schmutzigen Hemd zu verbinden, behielt seinen Gedanken jedoch für sich.

Der Alte schien ohnehin schon gereizt und gemessen am Zustand seiner Behausung besaß er wahrscheinlich nicht allzu viele Hemden, die er entbehren konnte. Oldman betrachtete zufrieden sein Werk.

»Gut, gut...«, meinte er, »und jetzt fass mit an, wir tragen ihn raus.«

Arvon sah verwundert auf. »Tragen? Aber warum?«

»Warum? Warum?«, äffte der Alte ihn nach. »Glaubst du, ich habe Lust, deinem Freund mein Bett zu überlassen? Nix da, ich hab hier keinen Platz, um jemanden zu beherbergen. Wir bringen ihn zu diesem Fettwanst von einem Gastwirt, dann ist er euer Problem.«

Arvon sah ein, dass in dieser baufälligen Baracke nicht die besten Bedingungen vorherrschten und nahm Johns Beine, während der Fischer ihn an den Armen packte. Gemeinsam hievten sie ihn hoch und tappten zur Tür.

»Arvon? Was tust du denn hier? Du solltest doch... Gott... ist das John?«

»Verdammt, Junge, was ist los mit dir, du Tollpatsch!«

Arvon hatte sich so erschrocken, dass er Johns Beine losgelassen hatte. Er ignorierte Threetooth und wandte sich seiner Mutter zu, die neben Gilian in der Tür stand und mit besorgtem Blick auf John starrte.

»Was ist mit ihm? Geht es ihm gut?«

»Das sieht man doch, er ist bewusstlos«, keifte Gary sie an, der noch immer Johns Arme hielt. »Und nun fass endlich wieder mit an, ich will zuhause sein, bevor es dunkel wird.«

»Mister Oldman, mit Verlaub, ich bin Ihnen dankbar, dass Sie John hier versorgt haben, aber so können Sie doch nicht mit meinem Sohn reden. Er ist noch ein Kind.«

Angriffslustig stemmte Anne die Hände in die Hüften und blickte dem Fischer grimmig ins Gesicht.

»Papperlapapp, Lady, ich rede mit ihm so, wie ich das will.«

»Ist schon in Ordnung«, meinte Arvon zerknirscht, dem es peinlich war, dass seine Mutter ihn vor dem alten Fischer in Schutz nahm. »Es war meine Schuld. Ihr habt mich erschreckt.«

Er beugte sich wieder herab und griff Johns Beine.

»Also gut«, meinte Anne schließlich, »wo bringt ihr ihn hin? Zum *Eissturmvogel*?«

»Ja, genau. Und wenn möglich, sch-nell«, gab Threetooth gereizt zurück, während er sich gemeinsam mit Arvon wieder in Bewegung setzte...

## Kapitel 27

Arvon erwachte aus einem unruhigen Schlaf. Licht fiel durch die schmalen Spalten in die Kammer. Er richtete sich auf.

*Wo kommt das Licht her? Es ist mitten in der Nacht.*

Er lauschte. Alles blieb still. Vorsichtig erhob Arvon sich und schlich zur Tür. Er sah sich nach seiner Mutter um und schlüpfte lautlos in den Gang. Alles lag verlassen da und Arvon tapste weiter, vorbei an Johns Kammer und durch den Schankraum bis zur Tür. Erneut lauschte er in die Stille, doch von nirgendwo drang ein Geräusch an sein Ohr. Er trat hinaus in die Nacht, wo ein kühler Wind ihn umfing und ihn unwillkürlich frösteln ließ. Er sah sich vor dem Gasthaus um. Obwohl es mitten in der Nacht war, war der Himmel zu seiner Rechten erleuchtet und Arvon musste mit der Hand die Augen abschirmen, bis sie sich an das merkwürdige Licht gewöhnt hatten. Er schritt um das Gasthaus herum auf die Seite, auf der auch ihre Zimmer lagen.

Ihre Gestalt füllte nahezu den gesamten Horizont aus. Wo Arvon auch hinblickte, da sah er sie, ihr goldenes, beinahe weißes Haar und ihre sanften, blauen Augen, die auf ihn gerichtet waren.

»Sohn des Königs! Hör mich an.«

Die Stimme war glasklar und melodisch und Arvon war außerstande, seinen Blick von Leandra abzuwenden.

»Du musst aufbrechen, Sohn des Königs.«

Arvon blieb die Dringlichkeit in ihrer Stimme nicht verborgen, dennoch konnte er nicht einfach los, bevor John wieder zu sich kam.

»John ist verletzt. Wir brechen auf, sobald er sich erholt hat.«

»Nein!!«

Er fuhr zusammen, erschrocken von der Endgültigkeit, die in ihrer Stimme lag, und die keinen Widerspruch zu dulden schien.

»Aber er ist bewusstlos«, erklärte Arvon noch einmal. »Wir fahren zur Insel, sobald John aufwacht, in zwei oder drei Tagen.«

»Nein... euer Gefährte hat vielleicht keine drei Tage mehr.«

Ein Schauer lief ihm über den Rücken, der ihn augenblicklich frösteln ließ. »Was? Wie meinst du das?«

»Er könnte sterben, wenn ihr hierbleibt.«

Arvon würgte einen Klos herunter, der sich in seinem Hals gebildet hatte. »W-woher willst du das wissen? Gilian sagt, er wird sich bald erholen.«

Leandra betrachtete ihn nachsichtig. »Sie weiß nicht, was ich weiß, Sohn des Königs. Ich spüre, wie seine Kraft schwindet. Womöglich stirbt er, wenn ihr hierbleibt. Ihr müsst aufbrechen. Ich kann versuchen, ihm zu helfen, wenn ihr hier seid.«

Arvon sah sie skeptisch an. »Kannst du ihm denn nicht hier helfen?«

Leandra schüttelte den Kopf. »Nein. Meine Fähigkeiten sind nicht stark genug, um den Schleier jederzeit zu durchschreiten und gleichzeitig Magie zu

wirken. Ihr müsst ihn herbringen.«

Arvon sah sie misstrauisch an. Ihm kamen erste Zweifel. Vertraute er dieser Frau nicht zu sehr?

*Sie will das Schwert, meldete sich sein Verstand zu Wort, vielleicht versucht sie deshalb, dich zur Eile zu drängen.*

»Woher weiß ich, dass es stimmt, was du sagst? Vielleicht willst du, dass wir uns beeilen, damit du schneller an das Schwert kommst.«

Die Stille, die ihn im nächsten Moment umfing, ließ ihn erneut frösteln. Leandra verzog keine Miene, ihre blauen Augen waren fest auf ihn gerichtet. »Du musst entscheiden, Arvon. Brecht auf und ich werde versuchen, eurem Freund zu helfen. Bleibt hier und ihr könnt zusehen, wie langsam das Leben aus ihm weicht. Es ist deine Entscheidung, Sohn des Königs. Kannst du mit ihr leben?«, fragte sie und war mit einem Mal verschwunden. Dunkelheit hüllte Arvon ein, nur die Sterne und der Mond leuchteten am Himmel und spendeten spärliches Licht.

»Warte! Ich wollte nicht... es tut mir leid!«

»Arvon?«

Er fuhr erschrocken herum. Anne stand wie er nur im Nachthemd bekleidet an der Ecke der Hauswand und verschränkte die Arme vor der Brust, um sich warmzuhalten. »Was tust du hier, Arvon?«

Er sah sie an, als sei sie ein Geist, nicht real, wie die Erscheinung, die eben noch den Horizont eingenommen hatte. »Mama... ich... stehst du schon lange dort?«

»Nein, ich bin eben erst raus. Mit wem hast du geredet? Ich habe deine Stimme gehört, aber sonst niemanden.«

Er schwieg, sah unsicher zu Boden. Was sollte er ihr sagen? Würde sie ihm glauben? Anne schien seine Gedanken zu erraten, sie trat auf ihn zu und umfasste sanft Arvons Schultern.

»*Sie* war es, nicht wahr? Hast du mit *ihr* gesprochen?« Er nickte stumm.

»Was hat sie gesagt?«

»Sie sagt, John stirbt vielleicht, wenn wir nicht bald aufbrechen.«

»Und glaubst du ihr?«

Die Ruhe, mit der Anne zu ihm sprach, kam ihm befremdlich vor. Arvon erkannte, dass seine Mutter sich verändert hatte. Die Zweifel, die ihr noch vor wenigen Wochen ins Gesicht geschrieben standen, wenn er über *sie* oder das Schwert gesprochen hatte, waren fort. Gilians Bestätigung, dass es existierte, schien ihre größten Zweifel beseitigt zu haben. Es beruhigte ihn, dass seine Mutter ihm endlich zu glauben schien.

»Ich... weiß es ehrlich gesagt nicht. Es wäre möglich, dass sie uns zur Eile treibt, um schneller an das Schwert zu gelangen. Aber ich glaube nicht, dass es wichtig ist. Die Frage ist, ob wir es uns leisten können, ihr *nicht* zu glauben...«

Anne betrachtete ihn nachdenklich, Sorgenfalten schlichen sich auf ihr Gesicht, während sie den Blick von ihm abwandte und zu den Sternen aufsah.

»Ich verstehe, was du meinst. Wir sollten es nicht riskieren. Aber kann sie

denn etwas an Johns Zustand ändern? Ich meine, wenn wir es schaffen, heute zu der Höhle zu gelangen? Wie will sie das machen?«

»Da bin ich überfragt. Sie hat gesagt, sie kann ihm helfen. Wir müssen ihr einfach vertrauen.«

Anne nickte. »Vermutlich hast du Recht. Ich werde gleich nach Sonnenaufgang zu Mr Oldman gehen und ihn bitten, uns so schnell wie möglich nach Staffa zu bringen. Komm jetzt, es ist kalt und wir sollten versuchen, noch ein paar Stunden zu schlafen.«

## Kapitel 28

*Wenn es Gott gibt, dann hat Er uns verlassen. Tausende, abertausende Menschen und Angehörige anderer Völker haben sich am Cromlech versammelt. Es waren so viele, dass der Wald sie kaum aufnehmen konnte. Verfolgt hat sie zumindest niemand, insofern ist alles gutgegangen.*

*Doch was geschah, lässt sich nicht wiedergutmachen. Das Ritual. Etwas ist schiefgegangen, keiner kann sagen, ob es ein Fehler in der Formel war oder einer der Zauber zu machtvoll war. Was es auch war, die gebündelte Energie hat sich in Eleana entladen. Es war schrecklich. Sie hat so sehr geschrien. Und plötzlich hat Thalass den Kreis verlassen und ist zu ihr gestürzt. In dem Moment habe ich es gewusst. Sie hatten doch ein Verhältnis. Das war der einzige Grund, warum er nicht wollte, dass sie das Ritual durchführt. Ich hätte es erkennen müssen. Tief in mir hatte ich diesen Verdacht gehegt, doch ich hatte nicht gedacht, dass es wahr sein könnte.*

*Thalass warf sich auf Eleana und hat versucht, die Energie irgendwie auf sich umzuleiten. Es gelang ihm nur teilweise. Ihre verzerrten Schreie werden mich bis an mein Lebensende begleiten. Es klang kaum noch menschlich, Eleana schrie vor Schmerzen, Thalass vor Kummer, als seine Liebe schließlich in seinen Armen starb. Es tut mir so leid. Es tut mir so unendlich leid. Was habe ich angerichtet?*

Aus den Aufzeichnungen von Marleyn

Der Wind wehte ihnen ins Gesicht, sang eine schaurige Melodie in die Welt hinaus und mit jedem Heulen fuhr Anne kaum merklich zusammen. John lag auf dem Boden der kleinen Nusschale, die mehr als einmal bedrohlich schwankte und sie mussten aufpassen, dass sie nicht ganz plötzlich ihr Gewicht verlagerten. Der alte Fischer betrachtete mürrisch den frischen Verband um Johns Kopf. Gilian hatte am Abend zuvor Threetooth' schmutziges Hemd ausgetauscht und heute Morgen, als feststand, dass sie zur Insel aufbrechen würden, hatte sie ihn noch einmal erneuert.

»Ich hoffe ja mal, ich kriege mein Hemd zurück. Das war eins von den Guten. Ihr habt es doch hoffentlich nicht weggeworfen?«

»Keine Angst«, erwiderte Anne rasch. »Gilian wäscht es für Sie und bringt es Ihnen später.«

Der Alte nickte zufrieden. »Sehr schön«, nusichelte er in seinen Bart, bevor er sich wieder auf die See konzentrierte. Auch Anne blickte unruhig auf das leicht wogende Meer. Ihre wichtigsten Habseligkeiten hatte sie in einem alten Seesack verstaut, den Ewan ihnen gegeben hatte und den er von einem Gast als Pfand erhalten hatte. Ewan hatte ihnen versichert, dass dieser seit fast zwei Jahren nicht gekommen war, um ihn wieder einzulösen. Verglichen mit dem stürmischen Wetter vom Vortag waren die Verhältnisse heute angenehm ruhig.

Drei Pfund hatte Anne dem Fischer am Morgen ohne Umschweife angeboten, wenn er sie noch heute früh zur Insel übersetzte, ohne vorher seine obligatorische Wetterprüfung durchzuführen. Sie lächelte stumm in sich hinein,

als sie daran dachte, wie der Alte verdutzt den Mund aufgerissen hatte und ihr gesagt hatte, das sei »viel fu viel.«

Anne musste sich eingestehen, dass sie den alten Griesgram wohl falsch eingeschätzt hatte. Sie hatte ihn für einen gierigen Nimmersatt gehalten, der sie wie die Fische in seinem Netz zappeln ließ, um einen besseren Preis herauszuschlagen.

Doch Threetooth war zwar ein ziemlich launischer Geselle, aber er war scheinbar doch ein Ehrenmann. Mehr als das vereinbarte Pfund hatte er rigoros abgelehnt und Anne damit ein schlechtes Gewissen gemacht. Und verglichen mit seinem launischen Auftreten am Vortag schien der alte Mann heute richtig gutgelaunt zu sein. Ob das an dem Geld lag, das sich in seiner Tasche befand oder daran, dass Threetooth endlich wieder aufs Meer rausfahren konnte, wusste sie nicht. Womöglich beides. Lautes Heulen riss sie aus ihren Gedanken und sie fuhr erneut zusammen.

Diese Geräusche bereiteten ihr Unbehagen, sie klangen für Anne wie ein unheimliches Lied oder wie ein Ruf aus einer anderen Welt. Ihr fröstelte bei dem Gedanken.

»Was sind das für Geräusche?«, fragte Arvon den alten Fischer neugierig.

»Das, Jungchen, sind die Gesänge der Sirenen, die in den Höhlen leben. Zumindest erzählt man sich das seit vielen Generationen.«

Anne grinste. Über so viel Aberglauben konnte sie nur den Kopf schütteln.

»Sirenen? Und wen rufen sie?«

»Es heißt, sie rufen die Seeleute, die hier auf den Gewässern fahren. Viele unserer Vorfahren sind ihren Rufen gefolgt und nie wieder zurückgekehrt. Sind sicher an den Felsen zersch-schellt und elendig verreckt. Ich bin nicht so dumm, ihrem Gesang zu folgen. Mein Vater hat mich als Kind davor gewarnt und ich habe mich daran gehalten.«

Threetooth blickte verträumt in die Ferne, als er von seinem Vater sprach.

»Und Sie waren nie neugierig?«

Oldman sah den Jungen an. »Hmm, neugierig... doch, schon. Aber ich will besch-timmt nicht so enden wie diejenigen, die dem Drang nicht widerstehen konnten. Nein, Junge, das ist es nicht wert.«

Arvon hakte nicht weiter nach. Oldman hob seine Hand und zeigte mit einem zittrigen Finger nach vorne.

»Da vorne ist Staffa, sehen sie, Lady? Und dort liegt auch der Eingang zur Höhle. Ich setze sie da ab.«

Grau und trist ragte die Insel aus dem Atlantik, das Heulen, das von der Höhle zu ihnen drang untermalte den unheimlichen Anblick, den die Insel bot.

»Vielen Dank, Mister Oldman«, sagte Anne. Sie schwieg einen Augenblick, legte sich die Worte zurecht, mit denen sie das Gespräch auf Rodan lenken wollte.

»Darf ich Sie etwas fragen, Mister Oldman?«

Er sah sie erwartungsvoll an.

»Nun, ich weiß nicht recht, wie ich anfangen soll... Mister Macpherson

sagte uns, Sie haben vor einigen Jahren schon einmal jemanden nach Staffa gebracht. Einen jungen Mann... ich weiß nicht, ob Sie sich an ihn erinnern... er hatte eine auffällige Narbe über dem rechten Auge.«

Oldman stutzte kurz und Anne konnte sehen, wie es in ihm arbeitete. Schließlich verdüsterte sich sein Gesicht.

»Ja, ich erinnere mich an ihn. Der Kerl mit dem Schwert. Kein besonders redseliger Geselle. Ich habe ihn gemeinsam mit zwei anderen Fischern hergebracht.«

»Hat er gesagt, was er hier wollte?«, fragte Anne aufgeregt.

»Nein. Es war komisch mit ihm. Er hat gesagt, wir sollen vor der Höhle auf ihn warten. Er ging hinein und wir warteten über eine Sch-tunde. Und dann... sahen wir ein sehr helles Licht aus der Höhle kommen. Es war nur für wenige Minuten zu sehen, dann war es wieder weg. Aber der Mann ist nicht mehr herausgekommen. Wir haben nach ihm gerufen, aber nichts hat sich getan. Es war nichts zu hören und er kehrte nicht zurück. Gesch-penstig, nicht wahr?«

Anne nickte gebannt. »Ja, das ist es. Wie ging es weiter?«

Oldman zuckte mit den Schultern. »Er kam nicht mehr raus. Wir haben noch fast eine Sch-tunde auf ihn gewartet. Die anderen glaubten, die Sirenen hätten ihn in ihren Bann gezogen. Wir haben ihn nie wieder gesehen oder von ihm gehört.«

»Und Sie haben nicht nach ihm gesehen?«

»Nein, Lady, niemand hat es gewagt, die Höhle zu betreten, nachdem dieses weiße Licht erschienen ist... so... da wären wir. Das ist Fingal's Cave.«

Staunend betrachteten sie die riesigen, sechseckigen Säulen, die sich meterhoch zu beiden Seiten der Höhle auftürmten. Der Eingang war malerisch, schäumend brandete das Wasser gegen die gewaltigen grauen Basaltsäulen und verschwand im Dunkel der Grotte, in der es seine schaurigen Melodien erzeugte. Arvon und Anne sahen fasziniert ins Innere der Höhle.

Anne schluckte, Übelkeit wallte in ihr auf, ein bislang unterdrücktes Gefühl der Furcht, das sich in ihrer Magengrube entfaltete und ihre Eingeweide verkrampfen ließ. Die Unwissenheit darüber, was sie in der riesenhaft anmutenden Basalthöhle erwartete, stieß ihr sauer auf und Anne musste weitere Male schlucken, um den Brechreiz zu unterdrücken, der sie überkam.

Der Eingang zur Höhle ragte mindestens zwanzig Meter in den wolkenlosen Himmel auf. Geschickt steuerte Threetooth das kleine Fischerboot darauf zu.

»Das wäre es. Soll ich hier auf Sie warten?«

Anne löste sich langsam vom Anblick der beeindruckenden Szenerie. »Sie begleiten uns nicht hinein?«

Der Fischer lachte heiser. »Nein, Lady, keinen Fuß setze ich unnötig in diese Höhle. Ab hier sind Sie auf sich allein gestellt. Ich warte gerne ein, zwei Sch-tunden auf Sie, aber da rein kriegen mich keine zehn Pferde.«

Anne nickte, während sie sich nach dem Seesack bückte. »Ich verstehe. Bitte warten Sie hier auf uns. Ich hoffe, wir finden schnell, wonach wir suchen. Arvon, du musst mir helfen, John zu tragen.«

Das melodische Heulen schien Arvon tief in seinen Bann zu ziehen, denn es dauerte einige Sekunden, ehe er sich vom Anblick der Höhle losriss und sich ihr zuwandte. Er beugte sich herab und fasste John unter den Armen. Anne nahm eine schwarze Öllampe, ebenfalls ein Geschenk der Macphersons, und zündete mit einem Streichholz den hellen Docht an. Die Flamme flackerte nervös auf. Sie schloss die Klappe und klemmte sich den Lampengriff zwischen die Zähne. Schließlich warf sie den Sack mit ihren Habseligkeiten über den Bootsrand und beugte sich herab, um Johns Beine zu fassen.

Gemeinsam hoben sie John über den Bootsrand und betraten vorsichtig den tristen, grauen Stein. Das Betreten der Höhle bereitete ihnen Schwierigkeiten, obwohl das Gestein nahe dem Eingang über die Jahrhunderte vom Wasser stark abgeschliffen war und der Zugang somit mühelos zu erreichen war. Doch je weiter sie ins Innere vordrangen, desto höher und unebener wurde es und sie mussten mehrmals pausieren und John absetzen. Das Wasser plätscherte leise vor sich hin, was Anne wunderte, da die Wellen draußen kraftvoll gegen die Insel brandeten. Doch im Innern der Höhle war der Klang des Wassers gedämpft, beinahe friedlich.

Sie setzten John erneut ab und Anne nutzte die Gelegenheit, um sich in der monströsen Höhle umzusehen. Die sechseckigen Basaltsäulen waren allgegenwärtig, sie hingen in allen erdenklichen Größen von der Decke herab. Vom Eingang drang ausreichend Tageslicht zu ihnen, so dass sie einen guten Eindruck von der sie umgebenden Schönheit bekam. Trotz ihrer imponierenden Pracht und Größe hatte die Höhle gleichwohl etwas Unheimliches. Eine Aura des Mystischen, die in den Ecken vorherrschte und die durch das sanfte Plätschern und die Melodik noch verstärkt wurde, mit der der Wind durch das kirchenähnliche Höhlengewölbe pffte.

Anne verstand jetzt besser, dass die Einheimischen an die Legenden glaubten, die sich um die Gegend und ihre vielen Höhlen rankten. Dieser Ort hatte tatsächlich etwas geheimnisvolles, man konnte es spüren und sie sah Arvon an, dass er ähnlich darüber dachte.

»Also gut«, meinte sie schließlich, nachdem sie wieder zu Atem gekommen war. »Wie geht es weiter? Sollen wir hier nach dem Schwert suchen?«

Arvon sah sich im Halbdunkel der Höhle um, betrachtete das türkisfarbene Wasser, das sich vom Eingang her sanft in das Innere schlängelte und seinen Weg in die Finsternis fortsetzte.

»Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht«, antwortete er, wobei er Annes Blick folgte und seinerseits die Höhle mit den Augen absuchte. »Wir sollten uns einen Überblick verschaffen. Hier vorne geht es weiter ins Innere. Irgendwo muss es etwas geben, das uns weiterhilft.«

»Gut.« Anne nickte. »Beeilen wir uns. Mister Oldman wird nicht den ganzen Tag auf uns warten. Und wo soll diese Leandra sein? Werden wir sie hier treffen?«

Arvon zuckte mit den Schultern. »Das wird sich zeigen, wenn wir gefunden haben, wonach wir suchen. Falls wir hier etwas finden. Ich wünsche nur, wir hätten eine Trage, auf der wir John festmachen könnten.«

Er seufzte übertrieben und Anne sah ihn schmunzelnd an. »Jammern bringt nichts, Arvon. Gehen wir weiter. Je eher wir hier wieder rauskommen, desto

besser.«

Gemeinsam traten sie weiter in das Dunkel der Höhle hinein. Der Wind pfiff, es tropfte fortlaufend von den Basaltsäulen herab und ihre Schritte hallten geräuschvoll in dem schmalen Gang wider. Mit jedem weiteren Schritt umfing sie mehr von der beklemmenden Dunkelheit. Es dauerte nicht lange, bis das einzige Licht vom Schein ihrer Lampe herrührte, die Anne mittlerweile umständlich an einem Finger hing.

Sie hielten inne, als sie kaum noch sehen konnten, wohin der nächste Schritt sie führte und legten John erneut auf dem Boden ab. Anne versuchte, den vor ihnen liegenden Weg zu erhellen, doch trotz des Lichts, das ihre Lampe warf, konnte sie in der Finsternis nur wenig erkennen.

Anne beschlich das beklemmende Gefühl, dass sie beobachtet wurden. Die Geräusche, die von der tristen Umgebung zurückgeworfen wurden verstärkten das Gefühl der Angst, das sich in ihren Eingeweiden ausbreitete und ihr langsam in die Kehle kroch. Arvons Stimme drang an ihr Ohr und Anne schluckte, versuchte, das beklemmende Gefühl einfach abzulegen wie einen Mantel, in dem es einem zu heiß wurde.

»H-hast du was gesagt?«

Arvon war näher an sie herangerückt. Ihm schien dieser Ort nicht weniger Unbehagen zu bereiten und es beruhigte Anne, dass sie mit ihrem Gefühl nicht allein war.

»Ich sagte, vielleicht ist es besser, wenn wir ohne John weitergehen, um uns umzusehen. Man sieht kaum, wo man hintritt.«

Sie nickte. »Ja, das ist das Beste. Dieser Ort ist unheimlich. Ich will so schnell wie möglich zurück. Hoffentlich kommt deine Leandra auch. Um Johns Willen.«

Arvon schwieg und Anne beschlich eine dumpfe Vorahnung, dass er ihr etwas verheimlichte. Zumindest aber, dass er mehr wusste, als er vorgab. Doch sie konnte ihn schlecht zwingen, es ihr zu sagen, und freiwillig würde er sicher nicht damit rausrücken. Langsam setzten sie ihren Weg fort. Anne ging mit der Lampe voraus und leuchtete die grauen Steinwände ab.

Wenn Rodan das Schwert hier versteckt hatte, dann hatte er die Stelle vielleicht markiert. Sie schritten weiter voran, bis es nicht mehr weiterging. Ratlos standen sie vor der grauen Gesteinswand, suchten die Felsen und Wände ab, ohne etwas zu entdecken.

»Was jetzt?«, fragte Anne. »Hier ist nichts. Absolut gar nichts.«

Arvon schwieg und Anne hatte nicht die leiseste Ahnung, wie es weitergehen sollte. Sie hatte zwar gehofft, hier einen Hinweis zu finden, irgendetwas, das Rodan hinterlassen hatte, doch gleichzeitig war sie auch erleichtert, dass das Schwert scheinbar nicht hier war. Vielleicht würde Arvon nun endlich aufhören, davon zu reden.

»Ich weiß es nicht«, meldete dieser sich nun doch zu Wort. »Vielleicht haben wir etwas übersehen. Lass uns den Weg noch einmal absuchen, irgendwo muss was sein. Das weiß ich.«

Anne seufzte. »In Ordnung. Fangen wir noch einmal von vorne an.«

Sie gingen zurück zu der Stelle, an der sie John abgelegt hatten, wobei sie

erneut die Felsen, Wände und den Weg absuchten in der Hoffnung, auf etwas zu stoßen, das ihnen half. Doch auch diesmal blieb ihre Suche erfolglos. Anne fragte sich, ob sie überhaupt etwas entdecken würden und was sie dazu bewogen hatte, diese unsinnige Reise anzutreten. Nachdenklich sah sie sich in dem Gewölbe um.

»Also gut. Etwas Zeit bleibt uns ja noch, bis Mister Oldman wieder ablegt. Wenn du willst, können wir noch einmal zum Eingang gehen und von dort aus alles absuchen. Aber wenn wir wieder nichts entdecken, müssen wir den Tatsachen ins Auge sehen und akzeptieren, dass das Schwert hier nicht oder nicht mehr ist.«

Arvon schwieg. Ihm musste klar sein, dass Anne längst nicht mehr daran glaubte, hier irgendwas zu finden und dass sie dieses Angebot nur ihm zuliebe machte. Auch, damit er ihr später nicht vorwerfen konnte, sie habe es nicht ernsthaft versucht.

Anstatt etwas zu erwidern, nickte er nur stumm und machte sich auf den Weg zurück, um ein letztes Mal alles gründlich zu durchforsten. Anne beobachtete ihn dabei, wie er mit der Lampe jeden Zentimeter Boden untersuchte, und sie folgte ihm, bis sie erneut auf die Felswand stießen, die das Ende des Weges markierte. Sie wartete einen kurzen Augenblick und legte dann sanft ihre Hand auf seine Schulter.

»Arvon... hier ist nichts. Kehren wir um, es hat keinen Sinn.«

Er reagierte nicht, leuchtete mit der Lampe die Felswand ab.

»Arvon? Komm. Mister Oldman wird bald zurückfahren. Es ist vorbei.«

Er fuhr herum. »Wirklich? Du willst gehen? Und was ist mit John?«

»Was soll mit ihm sein? Er wird sich schon wieder erholen. Deine Leandra ist nicht hier, oder? Und ich habe nicht das Gefühl, dass sie noch auftaucht. Vielleicht hat sie sich geirrt, was John angeht. Woher soll sie wissen, wie es um ihn bestellt ist? Du hast selbst gesagt, dass sie uns vielleicht nur zur Eile antreiben wollte.«

»Das kannst du nicht ernst meinen. Was, wenn sie Recht hat? Hier muss etwas sein. Es *muss*.«

Der Ausdruck auf seinem Gesicht glich einer Mischung aus Wahnsinn und Verzweiflung, als er sich wieder dem grauen Fels zuwandte und fortfuhr, das Gestein abzuleuchten.

»Es *muss* hier sein«, hörte Anne ihn murmeln. »Irgendwas haben wir übersehen. Leandra, wo bist du ... hilf mir doch...«

Anne wandte sich kopfschüttelnd ab. Sie wollte hier raus, aber wie sollte sie Arvon davon überzeugen, dass ihr Unterfangen gescheitert war? Er hatte versprochen, mit ihr zurückzukehren, sollten sie hier nichts finden. Wie viel Zeit war mittlerweile vergangen? Ob der alte Threetooth überhaupt noch draußen wartete? Wenn es so war, durften sie jedenfalls nicht noch mehr Zeit verstreichen lassen.

»Arvon, es ist Zeit. Hier ist nichts. Finde dich damit ab«, sagte sie, während sie sich ihm wieder zuwandte. Arvon kratzte an dem grauen Felsgestein herum.  
»Arvon...«

Er reagierte nicht, beleuchtete mit der Lampe eine Stelle an der Steinwand.

»Hier...«, hörte sie ihn sagen. Anne seufzte. Sie trat näher ran, um die Stelle zu betrachten, versuchte, etwas in dem fahlen Lichtschein zu erkennen, der von der Lampe geworfen wurde.

»Da ist nichts«, sagte sie. »Du musst dich täuschen.«  
»Nein... nein, du musst es dir von hier aus ansehen. Los, komm, du musst die Lampe halten.«

Resigniert stellte sie sich zu Arvon und nahm ihm die Lampe ab, um die Stelle auszuleuchten. Als sie von der Seite auf die Wand sah, erkannte sie die reliefartigen Zeichen. Von vorne verschmolzen sie mit dem dunklen Gestein der Höhle zu einer Einheit, doch von der Seite betrachtet ließen sich die Konturen der Runen erkennen.

»Mein Gott, du hast recht... da sind die gleichen Zeichen wie auf der Karte.«

Sie näherte sich bis auf wenige Zentimeter und versuchte in dem schwachen Licht etwas zu erkennen. Arvon sah sie von der Seite an. Seine Stimme klang aufgeregt.

»Das ist es. Das ist der Hinweis. Hier ist die Stelle, wo der Übergang stattfindet.«

Anne horchte auf. »Übergang? Was für ein Übergang? Ich dachte, wir suchen nach einem Schwert. Arvon? He, Arvon, was redest du da? Was bedeutet das?«

»Es bedeutet...« Er verschluckte den Rest, so dass Anne es nicht verstand. »Vielleicht wenn wir die Worte laut ausrufen...«, murmelte er. Er trat ein paar Schritte zurück. Anne folgte ihm unsicher. »Verdammt, was bedeutet das? Arvon, antworte mir, wovon redest du?«

»Dágor é gá'yet!!«, rief er statt einer Antwort aus und im nächsten Moment erhellte gleißendes Licht das Innere der Höhle. Anne musste die Augen abschirmen und einen langen Moment abwarten, bis sie sich nach der Dunkelheit an das helle Licht gewöhnt hatte. Sie traute ihren Augen nicht, starrte überwältigt auf den weiß pulsierenden Lichtschein, der die Wand vor ihnen erhellte und das gesamte Innere in strahlendes Licht tauchte. Auch Arvon starrte fasziniert auf das pulsierende Etwas.

»Was... verdammt, was *ist* das? Arvon?«

Anne hatte unbewusst Arvons Hand ergriffen und drückte sie so fest, dass ihre eigene Hand schmerzte. Der Anblick des Kraftfeldes lähmte ihren Geist. Arvon näherte sich der Wand und streckte die freie Hand nach dem pulsierenden Licht aus, zuckte jedoch auf einmal zurück.

»Was? Aber warum nicht?«, fragte er in das Licht hinein. Anne sah ihn besorgt an.

»Was sagst du? Mit wem redest du?«

Doch Arvon reagierte nicht auf ihre Worte, seine Augen starrten gebannt auf das Kraftfeld in der Felswand.

»Leandra? Was ist mit dem Licht? Warum kann ich es nicht berühren?«

Anne schwieg. Es war wahrscheinlich besser, Arvon in Ruhe zu lassen, solange er in diesem Zustand war.

»Aber wir haben das Schwert nicht. Es ist nicht hier.«

Arvon wandte sich zu ihr um. Anne verstand gar nichts mehr.

»Was ist, Arvon? Was ist mit dem Schwert?«

»Sie sagt, wir brauchen es, um das Kraftfeld berühren zu können. Sie kann es aber auch ohne Schwert für uns öffnen. Komm mit, wir müssen John holen.«

Er setzte sich in Bewegung, ohne eine weitere Antwort abzuwarten. Anne ahnte, dass die Sache kein gutes Ende nehmen würde und folgte ihm widerwillig zu der Stelle, an der sie John gelassen haben. Arvon beugte sich bereits über den Jungen und packte ihn unter den Armen.

»Du musst mir helfen«, drängte er. Anne sah ihn unsicher an.

»Wobei? Was hat das zu bedeuten? Was ist das für ein... Ding, das da erschienen ist?«

»Das ist doch nicht wichtig. Wir müssen John hinbringen, damit Leandra ihm helfen kann.«

»Du meinst, wenn wir John zu diesem Licht bringen, wird Leandra ihn dadurch heilen?«

»Ja, genau«, meinte Arvon nur. »Und nun hilf mir, wir haben nicht viel Zeit.«

Unwillig beugte Anne sich herab und nahm Johns Beine. Die Sache gefiel ihr überhaupt nicht mehr und sie wusste, dass Arvon ihr nicht die ganze Wahrheit sagte. Doch was sollte sie tun? Wenn sie ihm nicht half und John tatsächlich starb, würde Anne sich das nie verzeihen. Der Weg war hell erleuchtet, weiß, rhythmisch pulsierend. Anne war mulmig zumute und auch der reine Lichtschein, der von dem Kraftfeld ausging, setzte ihr zu. Die Dunkelheit, in der sie sich vorhin vortasten mussten, war ihr lieber als dieses unwirkliche Licht.

*Hoffentlich ist es gleich vorbei*, dachte sie, während sie ihren Schritt beschleunigten, bis sie schließlich wieder zu dem Kraftfeld gelangten.

»Gut«, meinte Anne und sah Arvon erwartungsvoll an. »Wir sind hier. Sag ihr, sie soll anfangen, mit was auch immer sie vorhat. Ich will nur, dass es endlich vorbei ist und wir aus dieser verdammten Höhle rauskommen.«

»Leandra? Wir sind soweit.« Arvon lauschte in die Stille hinein. Er nickte. »Ich verstehe. Fangen wir an.«

Es dauerte nicht lange, bis Anne an dem pulsierenden Licht eine Veränderung wahrnahm. Langsam öffnete sich in dessen Mitte ein schwarzer Spalt, der sich rasch vergrößerte. Es sah ein wenig so aus, als versuche jemand, sich durch ein viel zu enges Fenster hindurchzuzwängen. Bald verdrängte der Spalt das Licht, bis er etwa mannshoch war. Anne beobachtete den Prozess mit immer größerer Panik. Was hier geschah, war doch keine Heilungsprozedur. Arvon stand neben ihr, starrte gebannt auf das schwarze Oval. Schließlich nickte er Anne zu.

»Es geht los. Wir müssen John schnell hindurchbringen, bevor das Portal

sich wieder schließt.«

»Wir müssen *was*? Ich soll mit dir und John da durchgehen? Nein. Nein, das kannst du nicht verlangen. Das war so nicht ausgemacht. *Nein!*«

Arvon blieb zu ihrer Überraschung völlig ruhig. Er brauste weder auf noch wirkte er verärgert.

»Was *war* denn ausgemacht? Dass du mir bei meiner Suche hilfst. Du hast es versprochen.«

»Was? Ich... nein, es war abgemacht, dass wir zurückkehren, wenn wir hier in der Höhle nichts finden... wenn wir *das Schwert* nicht finden«, verbesserte sie sich, als sie ihren Patzer bemerkte.

»Aber wir *haben* gefunden, wonach wir suchen. Es ging nie darum, dass das Schwert hier ist. Es hieß lediglich, wir sollen hier suchen. *Wonach* wir suchen, das war nicht klar.«

Anne lachte schrill. Ihre Stimme verwandelte sich in ein hysterisches Kreischen.

»Nicht klar? Es ging die ganze Zeit um dieses verfluchte Schwert. Wonach sollten wir denn deiner Meinung nach sonst suchen?«

»Mama... ich bitte dich. John stirbt, wenn wir es nicht tun. Willst du das?«

»Nein, John wird nicht sterben, wer sagt denn, dass er sich nicht auch hier erholt? Dass er aufwacht und wieder gesund wird?«

Das schwarze Portal flackerte unruhig. Anne wusste nicht, was sie tun sollte. Ihre Gedanken rasten und sie hatte das Gefühl, als wäre sie nicht mehr eine Person, sondern zwei. Die zu allem Übel auch noch miteinander stritten.

»Ich werde hindurchgehen«, sagte Arvon schließlich. »Mit oder ohne dich. Es ist meine Aufgabe. Ich muss Vaters Schwert finden. Du kannst mich begleiten oder zurück nach Birmingham gehen.«

Arvon nahm den Sack mit ihren Sachen und schlang umständlich seine Arme um Johns Brust. Er zog ihn mühsam zu sich herauf und trat rückwärts auf das Portal zu. Anne stand wie angewurzelt da und gaffte ihn an, während ihre Gedanken weiterhin in einer Art Clinch miteinander rangen. Anne konnte den Wortwechsel in ihrem Kopf hören.

»*Du bist Schuld an Johns Zustand. Willst du verantworten, dass er stirbt?*«

»*Niemand hat John gezwungen, zu diesem Felsen zu gehen. Er ist verantwortlich für sein Handeln.*«

»*Glaubst du das wirklich? Dass du einfach dein Leben weiterleben kannst? Was wirst du seinem Bruder sagen?*«

Anne schüttelte die Gedanken ab und zwang sich zurück ins Hier und Jetzt. »Das wirst du nicht tun«, sagte sie mechanisch, ohne ihrer Stimme Nachdruck zu verleihen. »Das kannst du nicht. Ich verbiete es. Hörst du? Ich bin deine Mutter!«

Das Portal flackerte erneut. »Ich kann nicht auf dich hören«, sagte Arvon, »John ist mein Freund. Und du magst meine Mutter sein, aber Rodan ist mein Vater. Geh mit mir oder geh zurück, aber versuch nicht mich aufzuhalten.«

Er trat durch das Portal und war bald darin verschwunden und Anne staunte

einmal mehr, wie unglaublich erwachsen Arvon für sein Alter bereits wirkte. Seine geistige Reife war seinem schwächtigen Körperwuchs scheinbar um Jahre voraus und sie kam nicht umhin, einen gewissen Stolz zu empfinden.

Nur Johns Unterkörper und seine Beine waren noch zu sehen, doch auch diese verschwanden Zoll für Zoll in dem Durchgang, der noch einmal bedrohlich flackerte, bevor er zu Annes Entsetzen begann, sich wieder zu verkleinern.

Anne wusste nicht, was sie tun sollte. Wieder dachte sie an den Streit mit John. An das, was er ihr gesagt hatte, über ihr Leben, das sie in Birmingham führte. Ein Leben, an das sie sich gewöhnt hatte. Eines, in dem sie Freunde hatte, eine Arbeit, eine Familie. Sie starrte auf das Portal, in dem ihr Sohn vor nicht mal einer Minute verschwunden war und das nur noch halb so groß war wie noch kurz zuvor.

*Nein... meldete sich die andere Stimme wieder zu Wort. John hatte Recht. Du belügst dich selbst. Sieh es ein, Anne. Wenn du hierbleibst, hast du keine Familie. Du hast gar nichts.*

Das schwarze Portal war nicht mehr viel größer als die runden Buntglasfenster im Oratorium, als Anne mit einem beherzten Satz kopfüber hindurch sprang...